

Juli

No. 7

1897

## Die Sozialdemokratie und die preussischen Landtagswahlen.

Eine Umfrage,

veranstaltet

von

der Redaktion.

Die aktuellste taktische Frage, die zur Zeit die parlamentarische deutsche Sozialdemokratie beschäftigt, ist die ihrer Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen. Selbst den Genossen, die der politischen Thätigkeit der Partei im Allgemeinen kühler gegenüberstehen und sie zu Gunsten der wirtschaftlichen Aktion auf ein Minimum beschränkt wissen wollen, kann die Stellungnahme der Sozialdemokratie in diesem Falle nicht gleichgültig sein. Steht man doch vor der Entscheidung darüber, ob man der bereits vorhandenen parlamentarischen Agitation eine neue hinzufügen soll, welche jedenfalls einen bedeutenden Aufwand an Kräften erfordert, die wiederum naturgemäss den anderen Aufgaben der Partei entzogen werden müssen. Der Hamburger Parteitag wird über den Werth dieses Vorhabens zu bestimmen haben. Einstweilen gehen die Meinungen der Parteigenossen über diesen Punkt, sowohl über die Betheiligung an sich, wie über ihre spezielle Form, so weit auseinander, als nur irgend denkbar. Neben der radikalsten Verneinung irgend eines Nutzens der Wahlbetheiligung findet man ein Eintreten für dieselbe um jeden Preis, nöthigenfalls unter Verzicht auf eigene Kandidaturen, lediglich zur Unterstützung der bürgerlichen Opposition. In diesem Falle ist natürlich auch die Meinung und Absicht der im Kampfe gegen die Reaktion in Frage kommenden anderen Parteien von Belang.

Da es der Mehrzahl der Delegirten auf dem Parteitage sicher nicht leicht werden wird, den Stand der ganzen Frage, den sie sich nur aus verstreutem Material konstruiren können, zu überschauen, so dürfte ihnen hier eine Zusammenstellung der wesentlichsten Anschauungen, aus der sich die Divergenzpunkte dann von selbst ergeben, gute Dienste leisten. Der Werth der Enquête ist, wo es sich um einen beliebig fixirten Gefühlsausdruck der Gefragten in einer beliebigen Frage handelt, ein beschränkter und fällt höchstens symptomatisch ins Gewicht. Hier indess, wo die thatsächliche Entscheidung von dem Willen der Betheiligten abhängt, hat eine Enquête natürlich auch unmittelbar praktische Bedeutung. Sie kann zwar der Beschlussfassung des Parteitages in keiner Weise vorgreifen, da sie

immer nur auf einen umgrenzten Kreis beschränkt bleiben muss, aber sie kann, da sie einen wesentlichen Auszug des Gedankeninhalts der Frage darstellt, von entscheidendem Einfluss auf die Stellungnahme der Delegirten sein.

Wir haben daher eine Umfrage veranstaltet, sowohl bei einer Anzahl einheimischer und auswärtiger Parteigenossen, wie bei denjenigen Politikern, Wissenschaftern und Vertretern bürgerlicher Parteien, die hierbei hauptsächlich in Betracht kommen. Nachfolgende Fragen haben wir den Einzelnen zur Beantwortung gestellt:

1. Halten Sie eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen für erwünscht?
2. Halten Sie das Aufstellen von sozialdemokratischen Wahlmännern, sowie das von sozialdemokratischen Kandidaten für zweckmässig, oder das Eintreten für die Wahlmänner bezw. Kandidaten der im Kampfe gegen die Reaktion in Betracht kommenden bürgerlichen Parteien? Im letzteren Falle: halten Sie ein bedingungsloses Eintreten oder einen abgeschlossenen Kompromiss für möglich und wünschenswerth?
3. Welche Folgen erwarten Sie von der Betheiligung der Sozialdemokratie an den Landtagswahlen,
  - a) für die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses und den Kampf gegen die Reaktion?
  - b) für das Dreiklassen-Wahlsystem?
  - c) für die Entwicklung des Parteilebens?

Es sind uns eine Reihe von Erwidernngen zugegangen. Wir hoffen, durch diese Aneinanderreihung den Parteigenossen ein werthvolles Material zur Orientierung bieten zu können und ihnen somit die Diskussion vor, wie auf dem Parteitage zu erleichtern. Bemerkenswerth scheint uns nur der Umstand, dass von freisinniger Seite eine Beantwortung unserer Fragen überhaupt nicht erfolgt ist.

Wir veröffentlichen nachstehend die Erwidernngen, die wir bis zum Redaktions-Schluss erhalten haben, in der Reihenfolge, wie sie eingelaufen sind, und zwar zuerst die von sozialdemokratischer Seite, dann die übrigen.

Da ich am nächsten Donnerstag hier einen Vortrag über „die Betheiligung der Sozialdemokratie an den preussischen Landtagswahlen“ halten werde, lasse ich mir daran genügen, Ihre Fragen heut nur ganz kurz zu beantworten, und bitte die Begründung meiner Stellung aus meinem Referat entnehmen zu wollen.

Ich bin Gegner der Betheiligung an den Wahlen, weil es nach meiner Ueberzeugung unmöglich ist, aus eigener Kraft Mandate zu erringen und ich jedes Wahlbündniss mit bürgerlichen Parteien, als die Partei schädigend, verwerfe.

Eine Mobilmachung der Parteigenossen zu Gunsten einer der sogenannten Oppositionsparteien, würde nach meiner Meinung an dem Widerstand der Partei scheitern, welche die Schwierigkeiten der öffentlichen Stimmenabgabe und der mit der Wahl verbundenen Zeit bezw. Lohnverluste nicht auf sich nehmen wird — abgesehen von der Verwirrung, die dadurch entsteht, dass man bei Landtagswahlen für Parteien eintritt, die bei der Reichstagswahl erbittert bekämpft werden. Um noch ein Wort zu Frage 3 zu sagen, so ist es zweifellos, dass, wenn es möglich wäre, sozialdemokratische Vertreter in's Abgeordnetenhaus — aber nicht auf Krücken eines Wahlbündnisses — zu bringen, deren Thätigkeit für die Arbeiterklasse nützlich und für die Partei propagandistisch wirken würde. Das Dreiklassen-Wahlsystem würde meines Erachtens durch unsere Genossen im Abgeordnetenhaus zwar bekämpft, aber niemals beseitigt werden können, dazu gehören Ereignisse, die sich ausserhalb des preussischen Landtags abspielen werden. Die Entwicklung des Parteilebens würde durch den Eintritt von Sozialdemokraten gewiss günstig beeinflusst werden, wie dies jede Parteithätigkeit, gleichviel an welcher Stelle sie erfolgt, mit sich bringt.

Gegen ein Wahlbündniss mit der Absicht, Mandate zu erhalten, spricht auch noch der Umstand, dass die Oppositionsparteien ohne jedes Entgelt auf die Stimmen etwaiger sozialdemokratischer Wahlmänner rechnen können, da ein Sozialdemokrat sich doch niemals dazu hergeben wird, — aus Aerger, dass er kein Mandat erhält — für einen Junker zu stimmen oder durch seine Stimmenthaltung die Wahl eines Junkers zu fördern.

Dies in Kurzem meine Ansicht über die schwebende Frage, welche ich für keine prinzipielle, sondern eine taktische Frage halte und deren Lösung, im Sinne einer Wahlbetheiligung wie ich glaube an den thatsächlichen Verhältnissen — die ein selbstständiges Vorgehen mit Aussicht auf Erfolg unmöglich machen — scheitern wird. Die Betheiligung durch Wahl bürgerlich-oppositioneller Wahlmänner jedoch würde so vereinzelt vorgenommen werden, dass ich nicht glaube, hierbei von einem wesentlichen Einfluss der Partei auf die Wahlen sprechen zu können.

Berlin, 6. Juli 1897.

*Paul Singer.*

Meine Ansicht über die, mir von Ihnen gestellten Fragen finden Sie in dem unter Kreuzband folgenden, kürzlich für die „Freie Presse“ von mir geschriebenen Leitartikel. (Aus dem Artikel „Ein neuer Vorschlag für unsere Betheiligung an der Landtagswahl,“ Freie Presse, No. 149.)

Ich schlage folgendes Verhalten für die nächste Landtagswahl vor: Wir treten mit allen Kräften in die Wahlagitation ein, geisseln schonungs- und rücksichtslos die bisherige Thätigkeit des Landtags, weisen die Nothwendigkeit, das Landtagswahlrecht zu ändern, nach, erinnern die Liberalen aller Schattirungen und die Ultramontanen daran, wie sie selbst den Junkerübermuth verurtheilt haben und fordern die Wähler auf, nur solche Männer zu wählen, welche entschlossen sind, der Junkerherrschaft auf dem einzigen, gesetzlich zulässigen Wege ein Ende zu machen, nämlich dadurch, dass sie, falls sie gewählt werden, unbedingte Obstruktion treiben, dass sie jeden Antrag unter allen Umständen ablehnen und nichts — aber auch garnichts — annehmen, bis das jetzige Landtagswahlrecht durch die allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahl ersetzt ist. Verpflichtet sich hierzu einer der bürgerlichen Kandidaten, nun gut, dann treten wir für ihn bzw. dessen Wahlmänner ein. Sollte sich aber keiner von ihnen zu einer derartigen, unbedingten Verpflichtung verstehen, dann stellen wir eigene Kandidaten auf, deren ganzes Programm in der einzigen Forderung besteht: fort mit dem Landtagswahlrecht.

Welche Ausdehnung diese Bewegung gewinnen, was durch dieselbe erreicht werden wird, lässt sich nicht vorher sagen. Das hängt davon ab, wie weit die Erbitterung gegen die Junkerherrschaft in das Volk gedrungen ist. Unter allen Umständen aber können wir, ohne uns irgend etwas zu vergeben, eine allgemeine Agitation entfalten, die weitesten Kreise der Bevölkerung auf die Widersinnigkeit der Dreiklassenwahl und das volksfeindliche Treiben der bisherigen Landtage aufmerksam machen und dadurch ein gutes Stück Aufklärungsarbeit leisten.

Dies ist stets von Nutzen, und deshalb sollten wir es einmal probiren. . . . .

Hanau, 5. Juli 1897.

*Gustav Hoch.*

1. Ich halte die Frage, ob Mitglieder der sozialdemokratischen Partei sich an preussischen Landtagswahlen betheiligen, nicht für eine Prinzipien-, sondern nur für eine Zweckmässigkeitsfrage. Dass die Partei als solche sich bei den Wahlen betheiligt, dazu sehe ich durchaus keine Veranlassung.

2. Das Aufstellen von sozialdemokratischen Wahlmännern halte ich da für zweckmässig, wo dadurch eine stärkere Betheiligung unserer Genossen erzielt werden kann, wenn es sich darum handelt, nationalliberale oder konservative Wahlmänner-Mehrheiten zu beseitigen. Wo das zu erreichen ist, indem man für die Wahlmännerkandidaten der linksliberalen Partei stimmt, würde solche Abstimmung genügen. Einen Kompromiss mit den linksliberalen Parteien halte ich für ausgeschlossen und für aussichtslos.

Wir gehen in den Wahlkampf nicht zu Liebe der Liberalen, sondern zum Trotz der Reaktion, der Junker, Pfaffen und Grosskapitalisten. Solche Pfaffenbrüderschaft lässt man sich nicht bezahlen, sondern lehnt jeden Dank ab.

3. Von der Betheiligung an der Wahl erwarte ich deshalb auch weiter nichts, als die möglichste Stärkung des junkerfeindlichen bürgerlichen Elementes im Abgeordnetenhaus. Das würde uns eine ruhige Entwicklung des kulturellen Fortschritts ohne krampfhaftes Zuckungen, und eine Schonung der Volkskraft vor monarchischen Abenteuer garantiren. Das wäre für mich, der ich nicht an einen „grossen Kladderadatsch“, sondern an organische Entwicklung glaube, Vorthail genug, um dafür einen Vormittag der Wahl zu opfern, wenn meine Stimme einen Konservativen oder seine Schildknappen beseitigen könnte.

Sonst lässt mich die Sache sehr kalt.

Berlin, 6. Juli 1897.

*Gustav Kessle.*

In höflicher Beantwortung Ihrer gefälligen Anfrage vom 5. Juli muss ich mich darauf beschränken, meiner Uebereinstimmung mit dem Leitartikel des „Vorwärts“ vom 17. Juni Ausdruck zu geben, da ich durch eine dringende Reise an einer alsbaldigen ausführlichen Erklärung verhindert bin.

Berlin, 7. Juli 1897.

*Dr. A. Berthold.*

Antwort auf die Fragen:

1. Nein.
2. Nein.
3. a) 0.  
b) 0.  
c) — 0.

Charlottenburg, 6. Juli 1897.

*Wilhelm Liebknecht.*

Erwünscht hielte ich allerdings eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen, aber ich sehe keinen Erfolg. Unsere Betheiligung käme dort in Frage, wo die Wahl zwischen einem freisinnigen und konservativen Kandidaten zu entscheiden wäre. Wo der Freisinnige, wie dies in den Städten meist der Fall ist, sowieso den Sieg erringt, da braucht man uns nicht; wo der konservative Kandidat erbeingessen ist und der freisinnige überhaupt keine Aussichten hat, da hilft unser Aufruf an das sozialdemokratische Wählervolk sicherlich auch nichts. Es bleiben also die unsicheren Wahlkreise, wo einige Wahlmänner der Opposition mehr den Sieg des freisinnigen Kandidaten entscheiden könnten. Wir würden in solchen Fällen unsere Genossen anweisen, den Wahlmännern der bürgerlichen Opposition unter Versicherung gewisser Garantien ihre Stimme zu geben.

Nun wird es keinem Zweifel unterliegen, dass wir nur in der dritten Klasse unsere Anhänger zu suchen haben, somit könnten wir nur die Wahlmänner dieser Klasse, also ein Drittel der Gesamtzahl mitbestimmen. Alle die Fälle, wo wir anscheinend den Junker vertreiben könnten, müssten so liegen, dass der freisinnige Kandidat von den Wahlmännerstimmen der ersten und zweiten Klasse mindestens soviel Stimmen sicher hätte, als nothwendig sind, um überhaupt zusammen mit den Stimmen der dritten Klasse zu einem Siege zu gelangen. Ist die dritte Klasse in einem solchen Kreise oppositionell gestimmt und soweit sozial unabhängig, dass sie ihre Stimmen einem bürgerlichen Oppositionskandidaten geben können, dann seien wir ruhig: Die dritte Wählerklasse hat dann bisher schon und wird auch fernerhin oppositionelle Wahlmänner wählen. Die Wahlbetheiligung mag in der dritten Klasse nicht so gross sein, aber die nöthige Zahl Wahlmänner wird auch durch die wenigen Wähler aufgebracht, wenn wir aber nunmehr als Partei uns an die Wahlen betheiligen, so werden auch die abhängigen Wähler der dritten Klasse an die Wahlurnen getrieben werden, um die Wirkung unserer Stimmen auf die Entscheidung zu paralyisiren. Und eher wird ein Gütsbesitzer alle seine Arbeiter an die Wahlurnen schicken, ehe es eine Minderheit unserer Leute draussen wagen dürfte, sich durch öffentliche Stimmenabgabe den Gefahren der Drangsalirung und Massregelung auszusetzen.

Wo also der freisinnige Kandidat nicht jetzt schon als Sieger aus der Urne hervorgeht, da wird er es durch unsere Hilfe auch nicht können. Solange man mir die Kreise nicht ganz genau nachweist, in denen unsere Stimmen einen Erfolg der freisinnigen Kandidaturen herbeiführen müssen, so lange bin ich der Ansicht, dass es sich nicht verlohnt, eine Wahlbetheiligung zu befürworten, bei der der Erfolg zu der aufgewendeten Mühe und dem beabsichtigten Ziele in keinem Verhältniss steht.

Nach dieser grundsätzlichen Ablehnung einer Wahlbetheiligung erübrigt sich die Beantwortung aller weiteren Fragen.

Charlottenburg.

*Richard Calwer.*

Da ich keine Zeit habe, eine längere Abhandlung über die Landtagswahl-Angelegenheit zu schreiben, so bemerke ich, dass ich für Wahlbetheiligung bin, wobei ich aber einzelnen Wahlkreisen die Entscheidung über Art und Weise der Betheiligung vorbehalten wissen möchte.

Stuttgart, 6. Juli 1897.

*Wilhelm Bloß.*

1. Eine Betheiligung unserer Partei halte ich für erwünscht.

2. Die Aufstellung von sozialdemokratischen Wahlmännern und Kandidaten erscheint mir das Richtige. Nur auf diese Weise werden wir, wenn nicht eigene Vertreter, so doch eine wirksame Unterstützung der bürgerlichen Opposition und damit eine Schwächung der Junkermacht erzielen. Bei einem sofortigen Eintreten für die Wahlmänner der reaktionsfeindlichen bürgerlichen Parteien würden wir meines Erachtens eine nennenswerthe Betheiligung unserer Parteigenossen an den Wahlen nicht herbeiführen können.

3. a) Welche Folgen unsere Betheiligung für die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses und den Kampf gegen die Reaktion zeitigen dürfte, ist bei der Unberechenbarkeit der uns noch recht fremden Verhältnisse und der dementsprechenden Wahlergebnisse wohl schwer vorauszusagen. Immerhin erscheint eine erhebliche Verschiebung der Parteiverhältnisse im Abgeordnetenhaus zu Gunsten der bürgerlichen Linken und damit ein bedeutender Erfolg im Kampfe gegen die Reaktion mir durchaus wahrscheinlich.

b) Unsere Betheiligung wird unzweifelhaft eine lebhafte Agitation gegen das Dreiklassen-Wahlssystem in Fluss bringen, da die in Folge der Betheiligung den Massen erst recht zum Bewusstsein kommenden Ungeheuerlichkeiten dieses Wahlsystems das Verlangen nach schnellster Beseitigung desselben in den weitesten Kreisen wecken wird.

c) Unsere Betheiligung wird erneute Gelegenheit bieten, unsere Ideen und Bestrebungen in weite Kreise des Volkes zu tragen und uns umso mehr neue Anhänger schaffen, als in der That wichtige Interessen nicht nur grosser Schichten unterer Beamten, sondern auch ländlicher wie städtischer Arbeiter und Leuten des kleinen Mittelstandes mit dem gesetzgebenden Körper Preussens eng verknüpft sind.

Eine ungünstige oder gar korrumpirende Einwirkung auf unser Parteileben durch einen gelegentlichen Kompromiss mit den Freisinnigen zwecks Erreichung eines bestimmten politischen Ziels befürchte ich nicht.

Breslau, 7. Juli 1897.

*Julius Bruhs.*

Ihr Brief mit Ihrer Einladung wurde mir hierher nachgesandt. Ich bedaure Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können, ich habe bereits Kautsky vor Wochen einen Artikel über die betreffende Frage zugesagt und bin bisher noch nicht dazu gekommen, denselben zu schreiben, was aber in Kürze geschehen soll.

Küsnacht-Zürich, 8. Juli 1897.

*August Bebel.*

1. Ja.

2. Als allgemeine Regel empfiehlt sich das Letztere als das 1) am leichtesten durchführbare, 2) nicht allzuviel Kosten verursachende, 3) den einzelnen Wähler weniger gefährdende, 4) bei Misserfolg die Partei nicht blamirende Verfahren. Nur in Berlin und in einzelnen anderen Grossstädten, wo 1) die Kosten einer ausreichenden, selbstständigen Wahlbetheiligung für die Partei verhältnissmässig gering sind, 2) mächtige Arbeiterorganisationen eine Massenbetheiligung trotz der Wahlscherereien garantiren, 3) zuverlässige Wahlmänner in genügender Anzahl zu finden sind, und 4) die öffentliche Abstimmung nicht mit Maasregelung bedroht ist, ist selbständige Betheiligung angängig und eventuell Vereinbarung mit den Freisinnigen zur Erlangung einiger Mandate möglich. — Sonst bedingungsloses Eintreten für die Freisinnigen, da uns nichts Anderes übrig bleibt.

3. a) Die öffentliche Aufmerksamkeit wendet sich mehr als seither den Vorgängen im Abgeordnetenhaus zu; die Opposition gegen das feudal-agrar- und klerikal-konservative Element wird quantitativ und moralisch gestärkt; die Regierung muss mit ihr rechnen.

b) Die Ungeheuerlichkeit und Ungerechtigkeit des Dreiklassen-Wahlsystems wird wirksam zum allgemeinen Bewusstsein gebracht.

c) Wir haben eine günstige Agitationsgelegenheit mehr und eventuell ein neues Feld praktischer parlamentarischer Thätigkeit.

Mainz.

*Dr. Eduard David.*

1. Obwohl ich mich näher nicht mit der Frage einer Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen beschäftigt habe, muss ich Ihnen doch sagen, soviel ich von der Sache weiss, dass ich unter den obwaltenden Umständen entschieden gegen jedwede Einnischung der Partei als solche in den Wahlkampf wäre.

2. Das Aufstellen unserer Wahlmänner scheint wohl von vornherein hoffnungslos zu sein und als reine Demonstration dürfte es wohl heutzutage in Deutschland überflüssig sein und daher eine unnütze Verschwendung von Zeit, Arbeit und Geld, die anderweitig wohl besser verwertlet werden können.

3. Ohne die momentanen Verhältnisse genauer zu studiren, fühle ich mich nicht fähig, über Punkt a und b ein Urtheil zu fällen, was c anlangt, kann ich nur soviel sagen, dass meines Erachtens irgend welches Kompromiss mit anderen Parteien die Folge haben dürfte, eine Verflachung des Parteilebens herbeizuführen und daher schädlich einwirken.

London, 8. Juli 1897.

*E. Belfort Bax.*

Dass uns alle Wege recht sein müssen, auf welchen dem preussischen Junkerthum und seinen Verbündeten Abbruch gethan werden kann, darüber giebt es wohl keine Meinungsverschiedenheit. Ebensovienig darüber, dass eines der wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke die Schwächung der Stellung dieser vor keiner Gewaltthat zurückschreckenden Gesellschaft im neu zu wählenden preussischen Abgeordnetenhaus würde. Wenn hierzu unsere preussischen Parteigenossen durch ihr Eintreten in die Landtagswahlen wirklich in erheblichem Maasse beitragen könnten, so sollten sie eine solche Möglichkeit sicher nicht ungenützt lassen. Ob diese aber unter dem bestehenden Wahlgesetz wirklich vorhanden ist, darüber scheinen freilich die Ansichten auch unter Denjenigen, welche die in Betracht kommenden Verhältnisse genauer kennen, zur Zeit noch recht weit auseinander zu gehen. Wir Aussenstehende werden uns naturgemäss wesentlich darauf beschränken müssen, dem Fortgange der Erörterungen in der Rolle des Beobachters zu folgen. Freilich des sehr interessirten Beobachters. Denn einmal wird die gesammte deutsche Sozialdemokratie an sich von Allem, was die Parteigenossen im grössten Bundesstaate betrifft, empfindlich berührt. Und weiter ziehen politische Vorgänge von solcher Bedeutung, wie die, welche mit dem Fortschreiten oder der Zurückdrängung der junkerlichen und staatsstreichelnden Reaktion in Preussen zusammenhängen, bei der Vorherrschaft des letzteren auch das übrige Reich nur zu sehr in Mitleidenschaft. Wenn ich also auch weit von der Auffassung entfernt bin, dass die Sache uns Parteigenossen ausserhalb Preussens etwa nichts angehe, so steht doch die schliessliche Entscheidung über die Betheiligungsfrage doch nicht uns, sondern ausschliesslich den preussischen Parteigenossen zu. Wir haben nur dazu mitzuwirken, dass der Hamburger Parteitag den haltlosen Nichtbetheiligungs-Beschluss von Köln beseitige und dadurch den preussischen Parteigenossen die Freiheit des selbstständigen Handelns in ihren Landesangelegenheiten zurückgebe, welche den Parteigenossen jedes Bundesstaates gleichmässig zusteht, und die der Parteitag niemals hätte beeinträchtigen dürfen.

Soiensass, 10. Juli 1897.

*Georg v. Vollmar.*

(Aus dem Artikel „Betheiligung oder Nichtbetheiligung?“ Fränkische Tagespost, No. 158.)

Das bisherige Ergebniss der Debatte ist für uns dies: einfache Beseitigung des Kölner Beschlusses, wodurch die Genossen in Preussen das Recht erhalten, die Betheiligungsfrage nach ihrem eigenen Ermessen zu entscheiden.

Nürnberg, 10. Juli 1897.

*Carl Grillenberger.*

Die Entscheidung über eine allgemeine Theilnahme der Partei an den preussischen Landtagswahlen kann nur auf Grund einer ausreichenden Wahlstatistik, an der es z. Zt. mangelt, erfolgen. Im Uebrigen muss entsprechend der Lage in den einzelnen Orten resp. Wahlkreisen über die Betheiligung entschieden werden. Dies gilt auch, selbst wenn die Wahlstatistik vorläge, für die Frage, ob die fortschrittlichen Parteien unterstützt, oder Wahlmänner unserer Partei aufgestellt werden sollen. Wo nach der einen oder anderen Richtung Erfolg im Kampfe gegen die Reaktion zu erwarten, halte ich eine Wahlbetheiligung der Partei für nothwendig und vortheilhaft.

Hamburg, 12. Juli 1897.

*Carl Legien.*

Ihre Fragen kurz zu beantworten, wäre zwecklos, es eingehend zu thun, habe ich keine Zeit, und ich kann es mir umso eher ersparen, als ich in der „N. Zeit“ bereits aus-

fürhlich Stellung zur Frage der preussischen Landtagswahlen genommen habe. Ich begnüge mich damit, Sie auf diesen Artikel zu verweisen.

(Aus dem Artikel „Umsturzgesetz und Landtagswahlen in Preussen“, Die Neue Zeit, No. 35.)

Ueber die Nothwendigkeit, dass wir im preussischen Abgeordnetenhaus vertreten sind, besteht heute wohl keine Meinungsverschiedenheit mehr. Bernstein hat einen gangbaren Weg gezeigt, hinein zu gelangen. Wem dieser nicht gefällt, der möge etwas Besseres vorschlagen. . . .

Wir können, wie Parvus (Unus) 1893 sagte, den Freisinnigen Daumschrauben anlegen und ihnen die Bedingung stellen, für eine Reihe unserer Kandidaten zu stimmen, wenn sie wollen, dass unsere Wahlmänner in anderen Fällen für die ihrigen entscheiden. . . .

Auch im schlimmsten Falle also hätten wir nur zu gewinnen, und zwar so viel, dass eine Reihe von Genossen, die dem Bernsteinschen Vorschlag nicht zustimmen, verlangen, wir sollten in den Wahlkampf eintreten, nicht mit der Absicht, eigene Kandidaten durchzubringen, sondern nur mit der Absicht, die junkerliche Mehrheit zu schwächen. Auch dies wäre schon ein ansehnlicher Gewinn, aber es schliesse die wirkungsvollste Art der Agitation, die der Agitation für unsere eigenen Kandidaten, für unsere eigenen Wahlmänner und damit für unsere eigenen Forderungen aus. Die Schwierigkeiten der von Bernstein empfohlenen Wahltaktik erscheinen uns nicht so gross, dass sie den Verzicht auf die wirkungsvollste Art der Wahlagitation rechtfertigten.

Es scheint uns auch durchaus unwahrscheinlich, dass es nicht gelingen sollte, durch diese Taktik eine Reihe unserer Kandidaten durchzubringen.

Und auch nur ein Abgeordneter unserer Partei, der seiner Aufgabe gewachsen, wäre im preussischen Landtag von unschätzbarem Nutzen für unsere Sache. . . .

Stuttgart, 12. 7. 1897.

Karl Kautsky.

1. Ich halte die Betheiligung der Sozialdemokratie an den Landtagswahlen für erwünscht.

2. Ich halte die Aufstellung von sozialdemokratischen Wahlmännern und Kandidaten für das richtige und zwar zunächst nur in solchen Wahlkreisen, in denen bisher die Liberalen entweder eine schwache Majorität hatten oder mit grosser Minorität unterlagen. Nur wenn wir es erreichen, dass die Liberalen mit unsern Wahlmännern zusammen die absolute Majorität haben, treten wir in die Abgeordnetenwahlen ein und zwar so, dass wir erklären: Wird bei dem ersten Wahlgang mit Hilfe der Liberalen unser Kandidat durchgebracht, so stimmen unsere Wahlmänner bei dem zweiten (und resp. dritten) Wahlgang für den liberalen Kandidaten. Fällt bei dem ersten Wahlgang unser Kandidat durch, so verlassen unsere Wahlmänner das Wahllokal.

3. a) Für den unmittelbaren Kampf gegen die Reaktion („Brechung der konservativen Uebermacht“) verspreche ich mir nichts. Dagegen erwarte ich von der Anwesenheit von auch nur einem oder zwei sozialdemokratischen Abgeordneten alle die Vortheile, welche anerkanntermaassen durch den Eintritt einzelner Sozialdemokraten in die übrigen deutschen Landtags- und Gemeindevertretungen zu verzeichnen sind.

b) a. Nur durch die Betheiligung kann eine wirksame Agitation gegen das Dreiklassenwahlrecht entfaltet werden. Da nach meiner Idee nur in wenigen Kreisen in die Wahl selbst eingetreten werden soll, so würde die Agitation in den übrigen Kreisen auf die Aufklärung über unser Vorgehen und seine Ursachen hinzuweisen haben und als greifbaren Zweck die Aufbringung materieller Unterstützung für die kämpfenden Kreise verfolgen. b. Ich halte es nicht für ganz ausgeschlossen, dass das Wahlrecht einige vortheilhafte Veränderungen erfährt, wenn der Nachweis geliefert ist, dass selbst bei seiner heutigen Beschaffenheit Sozialdemokraten in den Landtag eindringen können.

c) Von der grössten Bedeutung für das Parteileben halte ich die Aufnahme immer neuer Thätigkeiten in das Arbeitsgebiet. Von besonderer Bedeutung gerade diese, wegen der Fülle von neuem Agitationsmaterial, mit der wir uns beschäftigen müssen.

Berlin, 13. Juli 1897.

Dr. Leo Arous.

Was die Landtagswahlen anbelangt, so bitte ich, mich von der Beantwortung zu entbinden. Sie verlieren hierdurch nicht viel, da uns Oesterreichern jene Tiefe des Einblicks in gewisse Spezialverhältnisse scheinbar geringerer Natur fehlt, die zur Beantwortung einer solchen in erster Linie taktischen Frage nöthig ist — wenigstens mir.

St. Katharinenbad, 14. Juli 1897.

Dr. Ellenbogen.

1. Eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen halte ich innerhalb gewisser Grenzen für wünschenswerth. Freilich glaube ich, dass wir von vornherein wegen des in jeder Beziehung ungünstigen Wahlsystems von der bei den Reichstagswahlen befolgten Taktik, eine möglichst grosse Anzahl sozialistischer Vertreter in das Parlament zu bringen, absehen müssen. Das wäre ganz aussichtslos und würde die angewandte Mühe nicht lohnen. Das Wahlsystem versagt uns einen direkten Einfluss auf die Abstimmungen des Abgeordnetenhauses. Was erreicht werden könnte, wäre die Wahl von vielleicht zwei oder drei unserer besten Parlamentarier in ganz sicheren Bezirken. Und das sollte m. E. auch erreicht werden, um im Abgeordnetenhaus der rücksichtslos scharf sozialistischen Kritik eine Stimme zu verschaffen. Das wäre bereits ein Erfolg!

2. Im Uebrigen meine ich, sollte unsere Partei, ohne sich in die Unkosten einer wirklichen Wahlpropaganda zu stürzen, den Genossen empfehlen, solche bürgerliche Kandidaten, die sich zur Vertretung gewisser, von uns näher zu bestimmenden Minimalforderungen verpflichten, durch Stimmabgabe für die betreffenden Wahlmänner zu unterstützen. Ein solcher Kompromiss, der ganz davon abieht, irgend eine bürgerliche Gegenleistung bei den Wahlen für uns herauszuschlagen, scheint mir prinzipiell in keiner Weise bedenklich, besonders da unsere Presse, wenn sie die Stimmabgabe für bürgerliche Kandidaten empfiehlt, zugleich die uns von den bürgerlichen Parteien trennenden Gegensätze scharf hervorheben würde.

3. Ich erwarte von einer solchen Taktik, dass die paar erprobten Genossen, die wir in das Haus sicher hineinbringen könnten, die dort üblichen reaktionären Schamlosigkeiten in wirksamster Weise öffentlich brandmarken, und dass die Verstärkung der bürgerlichen Opposition durch unsere Stimmabgabe eine gewisse Schutzwehr gegenüber den haarsträubendsten junkerlich-Stumm-bureaukratischen Forderungen bieten würde. — Das Dreiklassenwahlsystem bleibt dadurch unverändert und wird es aller Voraussicht nach bis zu einem allgemeinen politischen Zusammensturz, auf den der Zickzackkurs hinsteuert, bleiben. Eine besondere Agitation gegen dieses schmachliche Wahlsystem zu entfalten, scheint mir, da die Regierung so lange sie regiert, daran festhalten wird, aussichtslos. — Dass die hier skizzirte Betheiligung an den Landtagswahlen einen besonderen (nützlichen oder schädlichen) Einfluss auf die Entwicklung des inneren Parteilebens ausüben könnte, glaube ich nicht.

Rauschen, 17. Juli 1897.

*Dr. Conrad Schmidt.*

1. Ja.

2. Sozialdemokratische Kandidaten und Wahlmänner dort aufzustellen, wo Aussicht auf Durchbringen vorhanden. Wo dies nicht der Fall, Stimmen für bürgerliche Kandidaten, die für bestimmte Mindestforderungen eintreten, bezw. sich auf sie verpflichten. Wo genug sozialistische Wahlmänner gewählt, Unterstützung bürgerlicher Kandidaten von Abtretung eines Sitzes an die Sozialdemokratie abhängig zu machen.

3. a) Stärkung der Vertretung der demokratischen Forderungen, der Zahl und der Festigkeit der Abgeordneten der Linken.

b) Untergrabung der Existenzbedingungen dieses Monstrums.

c) Rationellere Gruppierung der Parteien und frischerer Ton im politischen Leben.

London, 15. Juli 1897.

*Eduard Bernstein.*

1. Eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen halte ich für zur Zeit nicht erwünscht, weil völlig erfolglos für die Partei und lediglich zur Stärkung der Gegner dienend.

2. Die sämtlichen zu 2 angedeuteten Maassnahmen halte ich weder für möglich, noch für wünschenswerth. Als kleinstes Uebel betrachte ich das Eintreten für solche bürgerlichen Kandidaten, von denen mit Sicherheit anzunehmen ist, dass sie für bestimmte politische Mindestforderungen (direktes, geheimes, allgemeines Wahlrecht für Reichstag, Landtag und Gemeinden, Beseitigung der Ausnahmegesetze gegen das ländliche Proletariat und das Gesinde und Aufhebung aller partikularen Schranken des Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrechts) eintreten.



3. Von einer zeitigen Bethelligung der Sozialdemokratie an den preussischen Landtagswahlen erwarte ich für die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses und für das Dreiklassen-Wahlsystem keine Folgen, wohl aber erwarte ich von solcher Bethelligung für die Entwicklung des Parteilebens die Folgen, dass die Agitation für die Partei, insbesondere auf dem Lande, gelähmt wird, dass ferner eine Verwässerung des Parteiziels und der Parteibestrebungen, ein Rückgang der Partei, und möglicherweise bald eine Spaltung der Partei eintritt.

Berlin, 21. Juli 1897.

Arthur Stadthagen.

\* \* \*

1. Unbedingt.

2. Einzig praktisch und vernünftig ist das Eintreten für die Wahlmänner und Kandidaten der im Kampfe gegen die Reaktion in Betracht kommenden bürgerliche Parteien, ausgenommen von Orten, wo die Sozialdemokraten ganz sicher sind, eigene Kandidaten durchzubringen. Hier sollen sie selbstverständlich eigene Leute wählen, weil diese am kräftigsten gegen die Reaktion auftreten werden. Im ersten Fall aber halte ich ein bedingungsloses Eintreten für viel unverfänglicher, nobler und effektvoller als irgend welche schäbige Kompromisspolitik, welche man charakterloseren Parteien überlassen mag.

3. Auf die Unterfragen a. und b. kann ich nicht bestimmt antworten, da ich die Verhältnisse doch nicht genügend kenne. Ich hoffe, dass die Bethelligung der Sozialdemokratie in der von mir gewünschten Weise einen ganz gewaltigen Effekt im öffentlichen Leben Preussens und Deutschlands hervorbringen und der Sache der Freiheit sehr wesentliche Dienste leisten wird und glaube, dass in Preussen, wenn die Reaktion gründlich zurückgewiesen ist, das aristokratische Wahlsystem sich nicht mehr lange wird halten können. Doch, wie gesagt, ich kenne die Machtverhältnisse zu wenig, um sicher urtheilen zu können.

Für die Sozialdemokratie (und damit für die politische Entwicklung ganz Deutschlands) aber wird es von grösstem Nutzen sein, wenn sie endlich ihre unpraktische, dogmatisch-doktrinaire Exklusivität und Borstigkeit aufgibt, mit den wirklichen Verhältnissen der gesamten Nation rechnet, über einzelne Tagesfragen nicht nach den abstrakten Lehrsätzen des kommunistischen Manifestes, sondern ganz unbefangen nach den vorliegenden Verhältnissen und Bedürfnissen urtheilt und es durch ein angemessenes Verhalten allen freiheitlich gesinnten Parteien und Einzelpersonen ermöglicht, in politischen Fragen, in der Demokratisirung Deutschlands Arm in Arm mit ihr zu gehen. Stellt sie sich, wie bisher, allen anderen Parteien in schroffer Feindschaft gegenüber, so dient sie im Grunde nur der Reaktion; denn für sich allein wird sie in absehbarer Zeit politische Siege nicht erreichen und wenn sie die anderen durch feindselige Programme und Allüren erschreckt, so werden diese schliesslich immer wieder hinter der autoritären Gewalt ihren Schutz suchen. Die sozialdemokratische Partei muss eine Führerin des ganzen Volkes im Kampf um die Freiheit sein und die ökonomischen Fragen durch soziale Arbeit von unten herauf, nicht durch brutalen Zwang von oben herab zu lösen suchen.

Zürich,

Prof. J. Platter.

1. Ich halte die Bethelligung der Sozialdemokratie an den preussischen Landtagswahlen für eins der wünschenswerthesten Ereignisse unserer inneren Politik.

2. Ich halte es für richtig, dass die Sozialdemokratie auf die Aufstellung eigener Kandidaten und selbst Wahlmänner verzichtet. Denn bei dem mit der Oeffentlichkeit der Abstimmung verbundenen Wahlruck würde sie nie die der Zahl ihrer Anhänger entsprechende Machtaufstellung aufweisen. Das aber könnte auf ihre Anhänger nur entmuthigend wirken. Die Gefahr, dass sehr viele Arbeiter, Beamte u. s. w. trotz der mit der öffentlichen Abstimmung verbundenen Gefahr für sozialdemokratische Wahlmänner stimmen und dadurch ihre Stellung verlieren würden, darf auch nicht ausser Betracht bleiben.

Ein bedingungsloses Eintreten für bürgerliche Kandidaten halte ich für ebenso unrichtig wie ein direktes Kompromiss. Vielmehr scheint es mir richtig, für jeden bürgerlichen Kandidaten einzutreten, der öffentlich die eine Verpflichtung übernimmt: in jeder Tagung des Landtages einen Antrag auf Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts einzubringen.

## 3. Die Folgen dieser Betheiligung werden sein:

a) eine solche Schwächung der reaktionären Parteien im Abgeordnetenhaus, dass mindestens jede Verschlechterung der bestehenden verfassungsrechtlichen Freiheiten unmöglich wird. Diese eine Wirkung würde meines Erachtens vollauf genügen, um die Wahlbetheiligung zu rechtfertigen.

b) Eine Beseitigung des Dreiklassenwahlsystems kann ich für absehbare Zeit dann nicht erwarten. Wäre eine Mehrheit dafür zu erreichen, so würde das Herrenhaus doch nie dafür zu gewinnen sein.

c) Aus der Betheiligung würde eine Annäherung der Sozialdemokraten an die radikalsten Politiker der bürgerlichen Parteien folgen. Ferner würden die bürgerlichen Parteien, die theoretisch für das allgemeine und gleiche Wahlrecht sind, gezwungen werden, mit dieser ihrer Forderung Ernst zu machen. Und schliesslich würde eine gewaltige Vermehrung der politischen Agitation daraus folgen, was bei der Seltenheit unserer Wahlen und der Interesslosigkeit weitester Kreise in politischen Dingen mit Freuden zu begrüssen ist.

Berlin, 6. Juli 1897.

*H. v. Gerlach.*

In Beantwortung Ihrer freundlichen Zuschrift vom 5. Juli halte ich eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen für dringend erwünscht und zwar sowohl im Interesse der Arbeiterbewegung, wie in dem der politischen Gesamtentwicklung. Ob die sozialdemokratische Partei aus ihrer eigenen Mitte heraus Wahlmänner aufstellen soll, erscheint mir als eine Frage der einzelnen Wahlkreise und nicht als eine Prinzipienfrage, sobald die Mitwirkung an der Wahl überhaupt feststeht. Jedem falls nämlich setzt diese Mitwirkung, wenn sie Zweck haben soll, eine gewisse Verständigung mit angrenzenden Parteien voraus, und auch bei Aufstellung eigener Wahlmänner werden diese schon während des Wahlkampfes genöthigt sein, über die beabsichtigte Verwendung ihrer Stimmen Auskunft zu geben. Die Aufstellung sozialdemokratischer Kandidaten wird im Allgemeinen nicht möglich sein, wenn man nicht eine Stimmenzersplitterung herbeiführen will, die den reaktionären Parteien zu Gute kommt. Das Eintreten der sozialdemokratischen Wähler soll von der Wahl der geeigneten Personen bei den liberalen bürgerlichen Parteien abhängig gemacht werden und in diesem Sinn halte ich einen Kompromiss, eine vorherige Vereinbarung für unbedingt erforderlich. Je stärker in einem Wahlkreis die Sozialdemokratie vertreten ist, desto präziser kann sie Forderungen an den von ihr zu unterstützenden Kandidaten stellen, resp. einen Kandidaten, der der Arbeiterbewegung unfreundlich gegenübersteht, ablehnen. Das Wichtigste ist die Herstellung der geistigen Gesamtdisposition zwischen liberalem Bürgerthum und Arbeiterbewegung, wonach beide Theile, ohne Vertuschung der vorhandenen Gegensätze, ein Kartell gegenüber der Junkerherrschaft schliessen. Ein solches Kartell kann, wie die Dinge heute liegen, schwerlich in parteiverbindlichen Formen abgeschlossen werden, aber es muss durch guten Willen von beiden Seiten angebahnt werden. Den unmittelbaren Erfolg an Wahlstimmen kann man kaum berechnen, immerhin ist anzunehmen, dass in Zukunft die Majorität nicht mehr von den konservativen Parteien allein beansprucht werden könnte. Jedenfalls würde der Erfolg eines sozialdemokratischen Eingreifens sich erst im Verlauf mehrerer Legislaturperioden wirklich zeigen. Ob das Dreiklassenwahlsystem durch die sozialdemokratische Mitwirkung in absehbarer Zeit beseitigt werden kann, ist mir sehr zweifelhaft. Dieses wird nur durch Eintritt eines Zusammenwirkens von Kaiserthum und Arbeiterbewegung in der Reichsverwaltung möglich sein, und von einem solchen Zusammenwirken sind jetzt beide Theile leider weit entfernt. Innerhalb der Sozialdemokratie wird eine Mitarbeit an der Landtagswahl wesentlich zur Schulung in praktischer Politik beitragen und die noch allzusehr vorherrschende Neigung zu rein theoretischen Konstruktionen vermindern, innerhalb des bürgerlichen Liberalismus wird eine Spaltung zwischen denen eintreten, die die sozialdemokratische Hilfe annehmen und denen, die sie abweisen, und durch diese Trennung wird der Liberalismus entschiedener als bisher vor die Frage gestellt, in wie weit er noch liberal ist. Wenn der bürgerliche Liberalismus diese Gelegenheit, die Sozialdemokratie ihrer Isolirung zu entreissen, nicht benützt, dann verdient er keine Führung in Deutschland, denn dann erkennt er ein wichtiges Bedürfniss unserer nationalen Entwicklung nicht. Der Uebergang der Sozialdemokratie zur praktischen Staatspolitik wird zwar selbst in diesem Falle erfolgen, aber langsam und unvollkommen.

Berlin, 7. Juli 1897.

*Fr. Naumann.*

Auf die gefällige Anfrage vom 5. Juli erwidere ich ergebenst, dass ich bei meiner prononcirten Parteistellung es zu meinem Bedauern ablehnen muss, mich über die angeregte Frage eingehend zu äussern. Nach meinem Dafürhalten ist es Sache der lokalen Taktik, ob und in welcher Weise sich die Sozialdemokratie bei den Wahlen zum preussischen Landtage betheiliget.

Hagen i. W., 7. Juli 1897.

Lenzmann, Rechtsanwalt.

Um Ihre freundliche Frage zu beantworten, müsste man das Werden und die Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Sozialdemokratie genau untersuchen und die Ergebnisse als Begründung der Antwort mittheilen. Gestatten Sie mir, dem dazu im Augenblicke die Zeit — und nach Ihrer Ansicht wohl auch die Kompetenz — fehlt, nur ein paar Worte, die meine persönliche Auffassung andeuten sollen.

1. Ich glaube, dass man als Sozialdemokrat nur Dem zustimmen kann, was Ihre Parteigenossen Liebknecht und Schoenlank über die Sache gesagt haben. Betheiliget sich Ihre Partei — offiziell — an den preussischen Landtagswahlen, so opfert sie das Grundprinzip, das sie von allen anderen Parteien trennt und, wie mir scheint, trennen soll; sie betritt die Bahn der Kompromisse, wird mehr und mehr zur kleinbürgerlichen Partei und tilgt im Bewusstsein ihrer Anhänger das Gefühl, dass sie mit den übrigen Parteien nichts gemein, von ihnen nichts zu erwarten haben. Ob dieses Gefühl nicht das für ihre Organisation, Agitation und für ihren innersten Zusammenhalt wichtigste ist, müssen Sie besser als ich beurtheilen können. Wenn ich Sozialdemokrat wäre, würde ich für die Stärkung der sogen. freisinnigen Partei, um die es sich doch zunächst nur handeln kann, da das Centrum in Preussen Ihre Hilfe nicht braucht, nicht einen Finger rühren. Denn diese Partei, die Partei des mobilen Kapitals und der Händlerinteressen, kann sich zwar, so lange sie eine winzige Minorität ist, den Luxus einer in gewissen Grenzen arbeiterfreundlichen Politik gestatten — von ihrer Zärtlichkeit für das Jobberthum aller Arten kann sie ja allein öffentlich nicht leben —, sie würde aber in dem Augenblick, wo sie zur Herrschaft oder auch nur zu massgebendem Einfluss käme, die Maske abwerfen und sich wieder auf den Standpunkt stellen, den früher ihr klügster Wortführer, Herr Bamberger, vertrat. Es ist kein Zufall, dass Herr von Puttkamer sich im Herrenhause neulich auf Herrn Bamberger berief. Wenn die Sozialdemokratie die par excellence kapitalistische Partei stärkt, so stärkt sie ihren Todfeind, der ihr eines Tages, geschickter, kälter und schlauer, als ihre jetzigen Gegner vom Stummstamm, ans Leben zu gehen versuchen wird. Ich glaube nicht, dass dieser Versuch gelingt, denn der Liberalismus, der nach und nach seine sämmtlichen „Prinzipien“ geopfert hat und wirtschaftlich die rückständigsten Ideen vertritt, ist abgethan — Frankreich, Oesterreich, Belgien u. s. w. bieten darüber beherzigenswerthe Lehren — und wird auch durch die Hilfe Ihrer Partei nicht wieder zu wirklich kräftigem Leben erstehen. Im Interesse der Sozialdemokratie scheint mir aber zu liegen, dass bald nur zwei grosse Parteien einander gegenüberreten: Konservative — im weitesten Sinne des Wortes — und Sozialisten. Dieser Zustand wird kommen; und es fragt sich nur, ob Sie mit einem erheblichen Aufwand von Geld und Kraft und unter Opferung Ihres intransigenten Standpunktes jetzt einen Theil dieser später Konservativen stärken oder behaglich zusehen wollen, wie die Verbündeten des zwanzigsten Jahrhunderts einander schwächen und zerfleischen. Ich glaube, für die erste Entscheidung können von Ihren Parteigenossen nur Die stimmen, die mehr Demokraten im achtundvierziger Sinn als marxistische Sozialisten sind.

Vom Standpunkt der bürgerlichen Parteien sieht die Sache natürlich anders aus. Gerade die Leute, die eine „Revolution“ mit Barrikaden, Heugabeln und Putschen fürchten, müssten wünschen, dass die Sozialdemokraten sich an allen Wahlen für Landtage und Kommunen betheiligen, und ihnen das Wahlrecht im vollen Umfange gewähren. Je weiter die Angriffslinie sich dehnt, desto schwächer wird am einzelnen Punkte der choc. Je mehr Sie genöthigt sind, ihre Geldmittel, Kräfte und Intelligenzen — die schliesslich doch begrenzt sind — zu zersplittern, desto schwerer wird es Ihnen sein, den Frontangriff mit voller Wucht durchzuführen. Und je mehr sie sich im Einzelnen an der kleinen Tagesarbeit für Staat und Gemeinde betheiligen, desto mehr schwindet die im marxistischen Sinn revolutionäre Tendenz der Partei. Ich glaube also, dass Sie die Geschäfte Ihrer Gegner besorgen, wenn Sie sich offiziell an den preussischen Landtagswahlen betheiligen.

Damit ist wohl auch Punkt 2 erledigt.

3. Irgend welche wichtige Folgen erwarte ich — abgesehen von den eben angeführten Bedenken — von Ihrem Eintritt in die preussische Wahlbewegung nicht. Das Dreiklassen-Wahlrecht würde dadurch nur gestärkt werden, — vorausgesetzt, dass es Ihnen wirklich gelingt, die bürgerliche Demokratie zu stützen. Das Wort „Reaktion“ ist vieldeutig; ein vom Herrn Rickert und dem Dichter der Spar-Agnes geführter „Kampf gegen die Reaktion“ würde in meinen Augen eine Burleske sein, denn ich halte diese Herren modernen wirthschaftlichen Auffassungen für viel unzugänglicher, als der verknöchertste „Junker“ der Legende es sein kann. Stärken Sie diese Herren, dann schwächen Sie die ohnehin nicht allzu starke revolutionäre — natürlich im verständigen Sinne revolutionäre — Spannkraft Ihrer Partei, verbünden sich einem welkenden Körper und setzen sich der Gefahr aus, mit einer Schlappe, die der Gegner ausnutzen und aufbauschen kann, vor Ihre Genossen hintreten zu müssen. Heute ist Ihre Position so günstig, wie sie nur sein kann; jeder Schritt vom Wege kann — und muss vielleicht — sie ungünstiger gestalten.

Da haben Sie meine sehr subjektive, sehr flüchtig skizzirte, aber rückhaltlos offen ausgesprochene Ansicht. Welche Wünsche ich auf dem von Ihnen abgesteckten Gebiete persönlich habe, das wird Sie, da ich keiner Partei angehöre, sicher nicht interessieren.

Berlin, 16. Juli 1897.

*Maximilian Harden.*

Die längeren Ausführungen des Herrn Dr. Franz Oppenheimer haben wir Raummangels halber für das folgende Heft zurückstellen müssen. Wir behalten uns auch vor, weitere Antworten, die noch einlaufen sollten, daselbst zum Abdruck zu bringen.

---

## Robert Owen.

Von

Peter Helwig.

(Berlin.)

„Während in Frankreich der Orkan der Revolution das Land ausfegte, ging in England eine stillere, aber darum nicht minder gewaltige Umwälzung vor sich. Der Dampf und die neue Werkzeugmaschinerie verwandelten die Manufaktur in die moderne grosse Industrie und revolutionirten damit die ganze Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Der schläfrige Entwicklungsgang der Manufakturzeit verwandelte sich in eine wahre Sturm- und Drangperiode der Produktion. Mit stets wachsender Schnelligkeit vollzog sich die Scheidung der Gesellschaft in grosse Kapitalisten und besitzlose Proletarier, zwischen denen, statt des früheren stabilen Mittelstandes, jetzt eine unstete Masse von Handwerkern und Kleinhändlern eine schwankende Existenz führte, der fluktuirendste Theil der Bevölkerung. Noch war die neue Produktionsweise erst im Anfang ihres aufsteigenden Asts; noch war sie die normale, die unter den Umständen einzig mögliche Produktionsweise. Aber schon damals erzeugte sie schreiende soziale Missstände; Zusammendrängung einer heimathlosen Bevölkerung in den schlechtesten Wohnstätten grosser Städte — Lösung aller hergebrachten Bande des Herkommens, der patriarchalischen Unterordnung, der Familie — Ueberarbeit besonders der Weiber und Kinder in schreckenerregendem Mass — massenhafte Demoralisation der plötzlich in ganz neue Verhältnisse geworfenen arbeitenden Klasse. Da trat ein neunundzwanzigjähriger Fabrikant als Reformator auf, ein Mann von bis zur Erhabenheit kindlicher Einfachheit des Charakters, und zugleich ein geborener Lenker von Menschen, wie Wenige. Robert Owen hatte sich die Lehre der materialistischen Aufklärer angeeignet,

dass der Charakter des Menschen das Produkt sei einerseits der angeborenen Organisation und andererseits der den Menschen während seiner Lebenszeit, besonders aber während der Entwicklungsperiode umgebenden Umstände. In der industriellen Revolution sahen die meisten seiner Standesgenossen nur Verwirrung und Chaos, gut, um im Trüben zu fischen und sich rasch zu bereichern. Er sah in ihr die Gelegenheit, seinen Lieblingssatz zur Anwendung und damit Ordnung in das Chaos zu bringen.“ (Engels).

Robert Owen wurde am 14. Mai 1771 zu Newtown als Sohn eines Krämers geboren. Bereits mit 10 Jahren kam er zu einem Kaufmann in die Lehre, und obwohl hier sein Dienst ein überaus anstrengender war, fand er doch noch Zeit, sich mit den exakten Wissenschaften zu beschäftigen und über religiöse Fragen nachzudenken.

Im Jahre 1785 ging er mit Empfehlungen seines Chefs nach London und kurze Zeit darauf nach Manchester, dem Hauptsitz der Baumwollenfabrikation, die sich in jener Zeit eines kolossalen Aufschwungs erfreute. Trotz seines jugendlichen Alters wurde ihm von seinen Chefs, die auf die hervorragenden Eigenschaften Owens aufmerksam geworden waren, die Leitung einer Baumwollenspinnerei mit etwa 500 Arbeitern unterstellt. Bald darauf wurde er Theilhaber einer Firma in Manchester; darauf gründete er die „Chorlton Twist Company“, welche einige Jahre später von Mr. Dale, dem nachmaligen Schwiegervater Owens, grössere Fabrikanlagen in New Lanark kaufte. Hier war die Hauptstätte der Wirksamkeit Owens, hier vollbrachte er jene grossen Leistungen für das Wohl der Arbeiter, die seinen Weltruf begründeten und ihm den Ruhm eines der opfermuthigsten Vorkämpfer des Sozialismus sicherten.

In erster Linie richtete Owens sein Augenmerk auf die Besserung der Lage der Kinder, die damals von frühester Jugend an in den Fabriken beschäftigt wurden. Er baute für sie eine eigene Schule und entwarf einen besonderen Erziehungsplan. Sodann wandte er auch den erwachsenen Arbeitern seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Dadurch, dass er jede körperliche Züchtigung, ja selbst jedes harte Wort verwarf, und lediglich durch Einwirkung auf ihren Ehrgeiz eine Besserung herbeizuführen suchte, bewirkte er, dass seine Arbeiter mit unbegrenzter Liebe und Verehrung zu ihm aufblickten und trotz der kurzen Arbeitszeit ebensoviel leisteten wie vorher.

Die philosophischen Ideen Owens waren keineswegs neu; schon andere materialistische Aufklärer hatten sie zu verbreiten gesucht. Was Owen aber von diesen unterschied, war, dass er sich nicht mit der blossen Theorie begnügte, sondern seine Ideen als Grundlage einer Agitation zur Hebung der Arbeiterklasse betrachtete. Indem er später alle künstlichen Unterschiede zwischen den Menschen verwarf und die Gleichheit aller Lebensbedingungen für die Voraussetzung einer gleichen Moral und allgemeinen Glücks erklärte, gelangte er zum vollständigen Kommunismus. Die Resultate, welche er durch die Anwendung seines Prinzips im praktischen Leben erreicht hatte, waren glänzende: aus einer zuchtlosen, die Hefe der Bevölkerung bildenden Masse hatte er eine Arbeiterschaft gebildet, der im ganzen Lande nichts an die Seite gestellt werden konnte.

In einem Bericht über die Gründe des wachsenden Pauperismus aus dem Jahre 1817 schlägt Owen zur Abhilfe dieses Uebelstandes die Errichtung grosser Etablissements vor, in denen ca. 500 bis 1500 Menschen in „mutual cooperation“ alles für das Leben Nothwendige durch ihre Arbeit erzeugen sollen. Die Frauen,

haben die Aufgabe, die häusliche Arbeit gemeinsam zu vollbringen und die Erziehung der Kinder zu leiten. Die Erzeugnisse der gemeinsamen Arbeit sollte gemeinsames Eigentum sein. Auch dem Staat empfahl Owen die Errichtung solcher Etablissements, um den Arbeitslosen Beschäftigung zu geben.

Solange Owen der englischen Gesellschaft nur als philanthropischer Fabrikbesitzer erschienen war, huldigte sie ihm; mit dem Augenblick jedoch, wo er sich als Sozialreformer entpuppte, wandte sie ihm den Rücken zu, zumal da er sich gleichzeitig als offenen Gegner jeder positiven Religion bekannte. Wenn sich trotzdem nicht nur in England, sondern auch in Amerika zahlreiche kommunistische Gemeinden bildeten, so ist dies in erster Linie der unermüdlichen Agitation des grossen Reformators zu danken. Für das Scheitern aller dieser Versuche ist Owen persönlich nicht verantwortlich zu machen, da die meisten von ihnen ohne seine Einwilligung von übereifrigen Anhängern unternommen wurden.

Auch die 1832 in London gegründete Arbeitstauschbank, die den Austausch von Produkten nach der in ihnen enthaltenen Arbeitszeit ermöglichen sollte, brach bald zusammen, da sie sich nur mit dem Austausch beschäftigte, aber auf die Leitung der Produktion, auf die Bestimmung darüber, welche Waaren produziert werden sollten, gar keinen Einfluss hatte. So stellte sich ganz naturgemäss ein Missverhältniss zwischen Nachfrage und Angebot heraus, das den Untergang der Bank zur Folge hatte.

Das Fehlschlagen dieses Versuchs lähmte aber den Eifer Owens nicht. Unermüdlich wirkte er weiter in Rede und Schrift. Zur Vertretung seiner Prinzipien gründete er 1832 die „Crisis“, 1835 „The new moral world“. Von den unter seinem Einfluss entstandenen Vereinen erlangte die grösste Bedeutung die „Vereinigung aller Klassen aller Völker“, deren Mitglieder sich von 1839 an „Sozialisten“ nannten. An eine dauernde Besserung der Lage der Arbeiter unter dem Lohnsystem glaubte Owen nicht; er trat deshalb in Beziehung zu den Gewerbevereinen, denen er die Errichtung von Produktivgenossenschaften empfahl. Das moderne Genossenschaftswesen verdankt also nicht, wie es fälschlicherweise immer hingestellt wird, Schulze-Delitzsch seinen Ursprung, es ist vielmehr ein Werk Owens. Wenn die Sozialdemokraten Genossenschaften errichten, so begehen sie damit also nicht ein Plagiat am bürgerlichen Liberalismus, sondern umgekehrt ist das Schulze-Delitzsche Genossenschaftssystem ein Plagiat an der Sozialdemokratie.

Gegen jede politische Aktion verhielt sich Owen durchaus ablehnend. So kam es, dass sich die sozialistische Bewegung in England nicht verschmolzen hat mit der wesentlich politischen Chartistenbewegung, wenn auch viele Sozialisten zugleich Anhänger des Chartismus waren.

Owen starb am 17. November 1858 als ein Greis von 87 Jahren, nachdem er noch kurz vor seinem Tode auf dem im Oktober 1858 in Liverpool tagenden Kongress der „Assoziation der Gesellschaftswissenschaft“ den — allerdings vergeblichen — Versuch gemacht hatte, die herrschenden Klassen von der Nothwendigkeit weitgehender sozialer Reformen im Interesse des arbeitenden Volkes zu überzeugen.

# Utopie und Experiment.

Eine kritische Besprechung.

Von

Bruno Marquardt

(Zürich).

„Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen“ war wohl ein Leitspruch für das Buch, das Alfred Sanftleben unter dem Titel: „Utopie und Experiment“ aus Studien und Berichte des Dr. Giovanni Rossi<sup>1)</sup> herausgegeben. Das Buch hat schwere Mängel, so die schon von anderen Seiten gerügten vielen Romanismen, aber dennoch trifft es gerade in eine Zeit des — soll ich sagen Marasmus? — oder des Entwicklungsstillstandes, dem die anarchistische Idee verfallen. Auf der anderen Seite sehen wir, dass in Amerika in sozialdemokratischen Kreisen die Idee der Kolonisation aufs Neue an Kraft gewinnt und dass sogar Europa trotz des Scheiterns aller Kolonisationsversuche jahraus jahrein neue Schwärmer zu dem Kontingent der Ikarier stellt. So ist schon von diesem Standpunkt das „Rossibuch“ interessant zu nennen, da es uns die Erfahrungen eines unverbesserlichen Utopisten kundgiebt. Dass der Herausgeber der Gefahr unterlegen ist, drei Aufgaben in seinem Buche miteinander zu vermengen, thut dem berechtigten Interesse, das man der Utopie und dem Experiment sozialistischer Ideen entgegenbringt, nicht allzuviel Abbruch. Die eine Aufgabe, den Dr. Rossi in seiner ganzen Individualität zu zeigen, ist Sanftleben gelungen, die andere, die besten Utopien und Versuche der Verwirklichung anarchistisch-sozialistischer Ideen zu zeigen, hat unzweifelhaft darunter gelitten; dass sich drittens die Stellungnahme einzelner bekannter Schriftsteller wie Anarchisten zwischen die Studien und Berichte des Dr. Rossi eingestreut finden, beeinträchtigt den Werth des Buches in wissenschaftlichem Sinne, erklärt sich aber vielleicht durch die Absicht des Herausgebers, zugleich ein propagandistisches Werk zu schaffen. Freilich beabsichtigte der Herausgeber auch die Trockenheit wissenschaftlicher Arbeit zu vermeiden und erregte dadurch bei Vielen den Anschein planloser Zusammenraffung von Artikeln und Zuschriften, die sich mit Rossi oder der Cecilia beschäftigten. Soviel des Tadels. Die Lichtseiten der Arbeit werden uns klar werden, wenn wir das Rossibuch an seinen interessantesten Stellen betrachten und das sind da diese Experimente, welche mit Recht praktische Utopien genannt werden können und im Wesentlichen nur die zwei Fragen zur Behandlung gelangen — die wirthschaftliche und die sexuelle Utopie.

## I. Wirthschaftliche Utopie.

Zur Zeit als in Deutschland die Hochfluth der Verfolgung sozialistischer Ideen sich durch das Ausnahmegesetz offenbarte, war in Italien von einer Arbeiterbewegung noch nicht zu sprechen. Kaum, dass der sozialistische Gedanke anders Platz gegriffen hätte, als in den Kreisen der Studirenden und Studirten.

<sup>1)</sup> Utopie und Experiment, Studien und Berichte von Dr. Giovanni Rossi („Cárdias“) nebst Artikeln von Sestilio Rossi, Filippo Turati, Ettore Guindani, Luigi Molinari (Leonida Bissolati), C. Timmermann, Johann Most, Peter Krapotkin, A. Capellaro, François Coppée, Georges Montorgueil, Rouxell, Jean Grave, Errico Malatesta. Gesammelt und übersetzt von Alfred Sanftleben („Slovak“) mit einem Bilde. Zürich 1897. Verlag A. Sanftleben.

Auch hier war es mehr ein Gefühlsimpuls, der die Leute zu Weltbeglückern werden liess, als wissenschaftliche Erkenntniss. Man darf bei den Romanen überhaupt nicht so leicht auf Ueberzeugungstreue bauen; für sie ist der momentane Affekt zumeist ungleich wichtiger als logische Erwägungen. Das ist auch ein Grund, warum der streng doktrinäre wissenschaftliche Sozialismus so schwer und oft unter so wunderlichen Formen unter den romanischen Völkern Eingang gefunden. Sie sind vornehmlich die Pflanzstätte der Utopien — der Wolkenkukuksheime.

Die erste Utopie Italiens in sozialistischem Sinne veröffentlichte Dr. Rossi im Jahre 1878. Sie war mehr oder minder in dem Stile der bekannten Beglückungsträume geschrieben. Gewissermassen typisch ist für dieses Genre späterhin ja Bellamy geworden, dessen Vorläufer Turati nicht mit Unrecht den Dr. Rossi nennt. Ein eminenter Unterschied ist allerdings vorhanden: Bellamy stellt sich die gebildete Welt und den intelligenten Fabrikarbeiter als sein Lesepublikum vor, während Rossi sich an den Landmann, den unwissenden italienischen Bauern wendet. Das Büchlein Rossi's hat ungeahnten, grossen Erfolg gehabt bei der Landagitation, woraus resultirt, dass der Verfasser die rechte Sprache für den Bauern gefunden. Die Utopie hält die Mitte zwischen einem Roman und der Wiedergabe einer bestehenden Kommune, so dass der Bauer ein gewisses Verständniss für die sozialistische Ideenwelt erzielt. Dass freilich mit diesem Verständniss auch sozialistische Erkenntniss eingezogen, beweist das kollektivistische Experiment „Cittadella“ nicht. Im Gegentheil. So interessant und anerkennenswerth auch das organische Statut der Kolonie ist — die Bauern handelten doch nicht nach seinen Sätzen.

Es war in der Provinz Cremona ein kleiner Flecken Cittadella als Experimentsobjekt für die Verwirklichung sozialistischer Ideen von einem Menschenfreunde unserem Rossi überlassen. Zwei Jahre hindurch wird die Kolonie (durch Rossi's Arbeitskraft im Wesentlichen) erhalten. Das Resultat war das Misstrauen der Bauern gegen Rossi und gegen die sozialistisch mehr oder minder durchgebildeten Fremdlinge in der Kolonie — Obstruktionspolitik der Bauern gegen jede technische Neuerung, geschweige denn gegen die Kultivirung des Sozialismus . . . und nach Ablauf des dritten Jahres Auflösung der Cittadella durch den Besitzer, der das Grundstück nur für das Experiment pachtweise den Bauern überlassen hatte; der sich aber zurückzog, als die „kollektivistische“ Kolonie zu einer bürgerlichen Kooperative<sup>2)</sup> herabsank.

Sehr interessant sind die statistischen Mittheilungen, die uns Rossi über die Cittadella macht. Die Zahlen bieten wenigstens den Beweis, dass die Bauern in der Kooperative ein besseres Einkommen besaßen, als in der Einzelwirthschaft. Jedenfalls blieben sie aber bei diesem Experiment Cremonenser Bauern in ihrer ganzen Eigenart, ohne an sozialem Instinkt zu gewinnen.

Rossi's Idee war nach diesem Missgeschick mit der Verwirklichung des Kollektivismus eine Kolonie nach kommunistischen Grundsätzen in Amerika anzulegen. Die schlechten Erfahrungen, die er mit seiner eigenen Autoritätsstellung in Cittadella gesammelt, hiessen ihn gemäss seiner erweiterten Weltanschauung, bei diesem neuen Experiment jegliche Autorität verwerfen. —

<sup>2)</sup> Unter Kooperative ist jede Produktivgenossenschaft im Sinne Schulze-Delitzsch zu verstehen.



Und siehe da — auch Cecilia fiel. Rossi sagt zwar, dass er die Kolonie nur gegründet habe, um Studien darüber zu machen, ob mit dem heutigen Menschenmaterial schon ein gemeinsames Arbeiten ohne Zwang, ohne jedwede Autorität möglich, sei. Das vermeint er, sei dadurch bewiesen, dass die Cecilia, die auf diesen Grundsätzen errichtet war, so lange existirte. Und doch hätte ihm meiner Meinung nach gerade die Cecilia beweisen können, dass ohne konsequente Durchbildung der Einzelnen im sozialistischen Sinne ein harmonisches Zusammenarbeiten unmöglich ist. Der Bestand der Kolonie wechselt, abgesehen von der Veruntreuung des Einen, stören Eigennutz und Herrschsucht gar häufig die Harmonie; vornehmlich giebt die Frauenfrage den Anlass zur Lösung der Kolonie. Hier sei nur der Charakterseiten der Frauen gedacht; die sexuelle Moralfrage wird unten verhandelt. Die Frau ungemein kurzsichtig, egoistisch, ist unfähig, kommunistisch zu denken oder zu empfinden; wenn sie auch in der Kolonie Cecilia es wohl verstand — gleich ihrer Schwester in den Kulturländern — ihre abweichende Meinung zu verbergen, so stachelte sie bewusst und auch zum Theil unabsichtlich den Mann gegen seine Mitarbeiter auf; sie züchtete den Faulheitsinstinkt, die Herrschsucht, den Neid, kurzweg die anti-sozialen Triebe im Gegensatz zu den Institutionen der Kolonie.

Satis. An der Frau ursächlich, an den permanenten Revolutionen in Parana anlässlich ging die anarchistische Kolonie „Cecilia“ zu Grunde. Anerkennenswerth ist gewiss, dass die Kolonistoren, meist der Landarbeit nicht gewohnt, Romanen durchwegs, doch so lange Zucht gehalten, dass keine „Polizei“ nothwendig geworden und dass diese Leute, die als Anarchisten frei von jedem Zwang, so freiwillig sich den Moralgesetzen unterwarfen — dass sie keusch und züchtig die Frauen in Ehren hielten. Also keine Nothzuchtverbrechen, keine Unsittlichkeit in bürgerlichem Sinne. Aber Cecilia fiel. Rossi giebt als Grund die Armuth an; hätten die Kolonistoren Betriebskapital gehabt, so hätte die Kolonie prosperirt. Sanftleben führt einige Urtheile so von Most, Timmermann, Krapotkin u. A. an, die sich im Wesentlichen mit dem Standpunkt decken, den die Sozialdemokratie über diese Experimente fällt. Fahnenflucht ist der erste Vorwurf den man den Kolonisten macht und zum Theil mit Recht. Brauchbar für die Experimente erweisen sich nur sozialistisch durchgebildete Menschen; von diesen haben wir aber noch immer keinen Ueberfluss; so dass sie durch ihre Entfernung aus der Streitmacht der Vorkämpfer für die soziale Ordnung der Bewegung im Lande schaden, ohne einem anderen Lande zu nützen. In der Ferne müssen sie ihre ganze Kraft auf den Landbau, auf körperliche Arbeit konzentriren, so dass sie übermüdet weder an ihre eigene geistige Fortbildung zu denken vermögen, geschweige denn Aufklärungsarbeit vornehmen können. Der Geldmangel<sup>3)</sup> ist ein zweiter Grund des steten Misslingens und der dritte ist die Unmöglichkeit in der Umgebung einer kapitalistischen Welt, von der man unbedingt abhängig ist, sich völlig dem Einfluss der Gedankenwelt des Kapitalismus zu entziehen. Es ist dieselbe Ursache, die aus der nationalen Arbeiterpartei eines Lassalle, die internationale Sozialdemokratie der Marx und Engels entstehen liess; die Thatsache, dass die sozialistisch gebildete Gesellschaftsordnung eines „Staatsgebietes“ sich nicht erhalten kann in

<sup>3)</sup> Mächten doch schliesslich die Kolonisten von Cecilia den Versuch, Aktien herauszugeben.

einer Umgebung von kapitalistisch geleiteten Staaten. Kommt noch hinzu, dass diese Kolonien fast ausschliesslich Landbau betrieben, so dass alle industriellen Erzeugnisse von den benachbarten Kapitalisten bezogen werden müssen; dass ferner der Ackerbau die Genossen, die sich an der Kolonie betheiligen, zwingt, auf längere Zeit sich der Kolonie zu verschreiben, wollen sie nicht ihr Hab und Gut, ihre Arbeit, kurz Alles, was ihnen Existenzmöglichkeit gewährt, fahren lassen u. s. w. Man darf auch nicht ausser Acht lassen, dass die Koloniebildung auf jeden Fall der Bourgeoisie eine Freude bereitet, und man fürchtet unsererseits nicht mit Unrecht einen Fehler begangen zu haben, sobald die Bourgeoisie über unser Thun Freude empfindet. Jedes Scheitern eines utopistischen Experiments giebt ihr neue Hindernismittel für unsere Propaganda. Eine verkrachte Kolonie lässt sie gut bearbeitetes Land billig erwerben, eine zeitweilig blühende ist ein Anziehungsmittel für die unruhigen Elemente, die nach berühmten Mustern den Staub von ihren Pantoffeln schütteln u. s. f.

Nach Rossis Angabe hatte die Kolonie Cecilia freilich nur den Zweck, „experimentell die menschlichen Fähigkeiten zu studiren, um dann deren genaue Erkenntniss auf die Bestimmung der muthmaslichen sozialen Veränderungen auf dem Felde der ökonomischen Bethätigung nutzbringend zu übertragen“. Der Mann der Wissenschaft mag in dieser Weise denken, wo bleibt aber der Idealist, der Menschenbeglückter, der Edel-Anarchist? Der Forscher wird niemals Vivisektionsgegner sein können, ebensowenig der Vegetarier ein Freund dieser Forschungsart. In Rossi vereint sich Wissenschaftler und Menschenbeglückter, und doch vermochte er es, hunderte von Proletariern, deren höchstes Gut die Begeisterung für die sozialen Ideen war, ins Ungewisse einer Koloniegründung zu locken? Seine glänzende Rednergabe malte den armen Teufeln ein Paradies auf Erden vor, obwohl für den „Mann der Wissenschaft“ das Paradies mehr als fraglich, ja gleichgiltig war, handelte es sich für ihn ja nur um psychologische Probleme?! Bei aller Hochachtung, die man für die Wahrheitsliebe und den Muth Rossis haben muss, möchte ich dennoch fragen, wie seine speziellen Genossen etwa einen Sozialdemokraten beurtheilen würden, der — unbekümmert um die Erfolge seiner parlamentarischen Thätigkeit — die Arbeiter dazu verlockte, ihm ihre Stimme zu geben, indem er ihnen vormalte, dass sie dadurch für sich den sozialdemokratischen Zukunftsstaat errichteten, während er im Grunde etwa nur der psychologischen Studien halber, die er bei der Wahlaufregung machen könnte, derart handelte?

\* \* \*

Den Schluss der wirthschaftlichen Utopien macht die Vision eines Be-trunkenen, die sich im Gewande an Bellamy's Erzählung anschliesst mit dem Fundamentalunterschied, dass hier alle Arbeit auf freiem Vertrage vom Standpunkt des persönlich grössten Nutzens geregelt wird. Als Sporn dient anstatt Bellamy's blauer, grüner und rother Bändchen die Einzeichnung des Hervorragenden in die weisse resp. schwarze Revue. Eine Art materialistischer Utopie ist die Parana im XX. Jahrhundert. Im Allgemeinen ist sie eine interessantere Lektüre, als sie dauernden Werth besitzt. Dem Rossiverehrer bietet sie doppelte Freude, weil sie für die Entwicklung des Mannes typisch ist; der Kreis vom Kollektivisten über den Kommunisten zum Materialisten ist jedenfalls individuell. Für die Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung sind die logischen Schlüsse,

die Rossi selbst aus der Cecilia zieht, eo ipso als auf falschen Voraussetzungen beruhend irrtümlich; so wenn er von der sozialen Revolution spricht u. s. f. Aber ein Punkt sei erwähnt, der unseren Anschauungen sehr nahe kommt:

„Aus der Praxis des neuen Lebens, welche nothwendigerweise und unwillkürlich die geselligen Eigenschaften der Menschen in Kraft rufen wird, bildet sich vielleicht als Effekt dieser Ausübung eine diesem materiellen Lebensschema entsprechende Moral.“

## II. Sexuelle Utopie.

In seinen Schlussfolgerungen aus dem Experiment der Kolonie Cecilia sagt Rossi über die Familie: „Die steigende und spontane Auflösung der monogamen Familie bereitet den Boden für den Sieg unserer Ideale vor.“ An anderen Stellen drückt sich der Autor noch drastischer aus, so nennt er sie den grössten Herd von Immoralität und Gemeinheiten und zählt sie zu den grössten Plagen der Welt; er ziele aus dem Grunde auf die Zerstörung der Familie hin.

Wenn Rossi die Familie den Herd der Immoral nennt, so muss er begreiflicherweise zunächst auseinandersetzen, was er unter Im- resp. unter Moral versteht. Ich meine, dass dieser Begriff eine der Hauptdifferenzen zwischen Anarchismus und Sozialismus resp. Sozialdemokratie bildet. Abgesehen von der wissenschaftlichen Begründung und der demgemässen Taktik ist die Moralfrage die trennende. Der konsequente Anarchist soll sein „Ich“ voransetzen, er soll den bekannten Satz: „Erlaubt ist, was gefällt“, traversiren in: „Ich thue, was mir gefällt.“ Dann ist er konsequent bis zur Lächerlichkeit als Individualist, während der Sozialist von dem Satze ausgehen sollte, der ihn zu thun heisst, was der Gesammtheit — also auch ihm selber — nutzt, während der kommunistische Anarchist in gleicher Weise handelt, nur dass er von dem Bewusstsein ausgeht, für sich vernunftgemäss zu handeln, wenn er Anderen nutzt, damit auch ihm die Anderen nutzen.

Zu den Requisiten der alten anarchistischen Propaganda gehörte neben dem Pfaffenhass auch die Zerstörungswuth gegen das Institut der Familie. Rossi ist in eminentem Maasse von der letzteren beseelt. Zugegeben, dass die Familie bei dem Bestehen des Privateigenthums, bei der kapitalistischen Wirthschaftsweise unzweifelhaft ein Hort der Reaktion ist, damit ist aber keineswegs die Nothwendigkeit dafür erwiesen, dass die Familie es in gleicher Weise bleiben wird. Unzweifelhaft ist die Ehefrau schwerer den sozialen Ideen zugänglich, als die ledige Arbeiterin; aber die Revolution der Technik, die immer mehr Ehefrauen in die Fabrik treibt und sie das Blend der Fabrikarbeit am eigenen Leibe spüren lässt, räumt auch mit den rückständigsten Ansichten über die sozialen Bestrebungen auf. Schon ist ein grosser Theil der Frauen dem Sozialismus ergeben; schon beginnt in jedweder Beziehung die Emanzipation der Frau in jedweder, sogar hinsichtlich der sexuellen Moral.

Der Theil der sozialen Frage, in dem die Bourgeoisie den sozialistisch Denkenden am Weitesten entgegen gekommen ist, ist das sexuelle Problem. Insofern ist die „freie Liebe“ gang und gäbe unter den „besseren“ Leuten; freie Liebe etwa in dem Sinne, wie sie Rossi resp. ein grosser Theil seiner Gesinnungsgenossen verlangen. Offiziell herrscht natürlich überall strengste Sittsamkeit, Keuschheit und in der doppelten patentirten Einehe „eheliche Treue.“ Aber selbst die Hüter der frommen Liebe vermögen nicht mehr zu schweigen über

die Lockerung aller Bande, wie jüngst ein Pfarrer der deutschen Metropole die Zustände mit dem richtigen Namen bezeichnete, die schon längst offenkundiges Geheimniss waren. Es ist eine feststehende Thatsache, dass die Keuschheit auch bei dem weiblichen Geschlecht in eminentem Maasse abgenommen hat. Vom männlichen Geschlecht spricht man insgemein wohl kaum noch von einer solchen, es sei denn im Religionsunterricht. Man würde freilich gewaltig irre gehen, wenn man annähme, dass mit dem Handeln auch die theoretische Erkenntniss von der Berechtigung desselben wüchse. Mit Nichten. Noch thut das Mädchen nur im Sinnesrausche den „Fall“, noch sträubt sie sich über „so etwas“ zu reden — aber der Fortschritt ist wenigstens vorhanden, dass sie die freie sexuelle Moral erfüllt. Ich will nicht zu weitläufig von den Tausenden „Konkubinaten“ sprechen, nicht von den vielen „Verhältnissen“, für die sexueller Verkehr eine selbstverständliche Thatsache ist, auch nicht von der so „erschreckend“ grossen Zahl der Ehebrüche, die von der weiblichen Seite ihren Ursprung nehmen (bei der männlichen ist es usus), kurzweg in der Praxis herrscht freie Ehe. Dazu kommt, dass in der Litteratur jeden Genres die Theorie verfochten oder in der Ausübung zur Darstellung gelangt, ja dass sogar die ärgsten Sittlichkeitsfanatiker, unsere Vетtern jenseits des Kanals eine ganze sexuelle Romanlitteratur neuerdings aufzuweisen haben. Es ist darum nicht ausgeschlossen, dass es Leute giebt, die auch insgeheim noch der Einhe huldigen (denn offiziell thut es ja Jedermann).

Das Interessanteste an der Beschreibung der freien Liebe in dem Rossibuch ist die rücksichtsloseste Wahrheitsliebe, mit der der Autor seine Empfindungen schildert und die Objektivität, mit der er die Empfindungen des polyandrischen Weibes erforscht und wiedergiebt. Glücklicherweise trifft er ein muthiges, ehrliches Weib, das ihm ihre wahren Gefühle offenbart. Bei jungen Sozialpolitikern (oft besser noch Sozialschwätzer genannt) finden wir eine ähnliche Methode. Von Kellnerinnen oder sog. Prostituirten lassen sich diese Herren als Lebensgeschichte des betreffenden Mädchens eine Kette von Erdichtungen erzählen, aus denen sie dann ihre Schlüsse über die Frauenwelt wie über die soziale Lage ziehen. — Rossi hat zwar ein Weib gefunden, das ehrlich war, aber er ist doch in denselben Fehler verfallen, wie jene Sozialschwätzer — den Fehler der Verallgemeinerung. Der Autor empfindet das und sucht sich damit zu entschuldigen, dass in der Wissenschaft in gleicher Weise das Individuum für die Gattung als Typ genommen werde; der Forscher vergass nur, dass er sonst den Menschen als Individualität ansieht. Nun gut. Rossi hat den Fehler begangen, die Grenzen der Geschlechtsfreiheit zu weit zu stecken. Er vergass auch die anarchistische Toleranz für die Individualitäten, die Monogamisten sein wollen.

Vor der Lektüre des „Utopie und Experiment“ habe ich die Anfrage eines kommunistischen Anarchisten an ein junges Mädchen: „Mein Fräulein, wollen wir vielleicht in einen freien Geschlechtsverkehr mit einander treten?“ für einen thörichten Scherz gehalten; jetzt bin ich eines Besseren belehrt worden. Rossi giebt selbst an, dass er die Frau, mit der er und sein Freund verkehrten, einem Dritten zugeführt habe, damit sie diesen jungen Menschen durch den Geschlechtsverkehr von dem Siechthum errettete, dem er durch die Masturbation zu verfallen Gefahr lief. Und doch will der Autor diese Polyandrie nicht mit Promiskuität bezeichnen; seine neue Nomenclatur ist wohl für andere Individuen

unverständlich, der „amorphistische Kuss“ (wie Slovak *bacio amorfista* übersetzt) ist wohl kaum mit gewöhnlichem Menschenverstande zu erfassen. Aus seinem Experiment der polyandrischen Familie zieht Rossi den Schluss: „Mehrere Personen gleichzeitig zu lieben, ist ein Bedürfniss der menschlichen Gemüthsart.“ Den Beweis hierfür bleibt er uns freilich schuldig; ich füge indess hinzu, was als Beweis für ihn Geltung besitzt, zugleich um mit dieser Stichprobe den Stil und damit Rossi zu zeigen: „Mein liebes Gewissen, Niemand belauscht uns, Niemand sieht uns. Mein liebes Gewissen, sag' an, kannst Du ohne zu lügen, auf meine Treue einen Eid ablegen? Ist es Dir nie aufgefallen, dass dieser einzige, ausschliessliche Affect nicht genügte, mein Herz auszufüllen? Ist Dir nie jene [zweite Liebe über den Weg gelaufen, die die erste nicht erhöhen konnte? Hast Du es nicht empfunden, wie meine Phantasie leicht umher-schweift im Weltenraume, begierig lechzend nach Schönheit, nach Geist, nach Zärtlichkeit, nach Wissen? Hast Du nicht in Dir die grausamen Kämpfe empfunden, die nutzlosen und ruhmlosen Schlachten, welche in Dir gerungen: Liebe mit der Pflicht, Wunsch mit der Furcht, Zärtlichkeit mit der Schande? Hast Du nicht die jungen Schösslinge bemerkt, die im Frühling auf dem Torso meines Herzens schwellen? Jene Schösslinge waren erfüllt mit zarten Blättlein und Blütenknösplein, wer weiss welch' prächtiges, saftgrünes, schattig kühlendes Laubwerk, welch' duftige Blütenzartheit, welche goldige süsse Früchte sie meinem traurigen Leben hätten bieten können? Ich habe sie mit rauher Faust zerstört, ausgercutet, denn sie zu zerstören, war Pflicht, denn sie achten war Sünde. —

„Sage mir, sag' an, mein liebes Gewissen — wir sind ja allein und Niemand belauscht uns — wenn es auf der Welt keine Pflicht gäbe, wenn es hienieden keine Sünde gäbe, würde ich da nicht das Bedürfniss empfinden, Jemand Anderen zu lieben, ohne der Person, die ich liebe, ein Unrecht zuzufügen?“ —

Auch das Experiment der polyandrischen Familie misslang dem guten Dr. Rossi. Ein Mädchen aus jener Ehe ähnelte dem ersten Mann, ein zweites dem Dr. Rossi. „Die physiologische Erblichkeit der Gesichtszüge hat mit meinem Versuche, die Vaterschaft auszulöschen, ihr Spiel getrieben.“ — Die Familie trennt sich, weil der Mann I. Alkoholiker wurde und demgemäss für ein Zusammenleben ungeeignete Charakterzüge zur Schau trug. Die Frau geht mit ihm — weil er der ärmste Teufel von ihren 3 Männern ist. Rossi sagt: „... ich bin es, der allein lebt, wie ein Hund. Wenn die Dinge so in der zukünftigen Gesellschaft laufen, wird, infolge der weiblichen Barmherzigkeit und infolge der männlichen Niederträchtigkeit, welche weint und flieht, die sexuelle Selection rückwärts gehen.“

Und als das Kind starb, dem die Natur das Zeugnis seiner Vaterschaft verliehen, da behält der Anarchist, der im amorphistischen Kuss gezeugt, die Urne mit der Asche des Kindes in seiner Behausung. „Diese kleine Urne bildet das grösste Paradoxon meines Lebens“, ruft er im Schmerz um den Verlust seines Kindes aus. Gewiss auch dieses Experiment misslang. Die polyandrische Familie, die wir in verzerrtem Maasse bei der Prostituirten wiederfinden oder die sogenannte ungetreue Mädchen, allerdings ohne Wissen der einzelnen Männer, beiweilen bilden, ist heute nur unter höchst intelligenten Männern möglich.

Der Vorwurf, den man bei der sexuellen Utopie in der Cecilia gegen Rossi erheben kann, ist der der Untoleranz. Er verwirft prinzipiell die Einche,

ohne genau ihr Wesen resp. die Grenzen der Geschlechtsfreiheit durchforscht zu haben. In seinem Parana im XX. Jahrhundert ist der Autor auf denselben Standpunkt gekommen, wie Grant Allen mit „Woman who did“; er lässt die Frau alleine wohnen und sexuell thun, was ihr beliebt. Und das wäre doch gewiss das *Finis familiae*.

Unsere Stellung zu dem sexuellen Problem selbst ist kurz Toleranz für jede Richtung für Monogamic, Polygamie wie für Polyandrie. Da wir nicht mehr für die Erbschaftsregulirung wie im modernen Staate zu sorgen haben in unserer Gesellschaftsordnung, so fällt die ängstliche Rücksichtnahme auf die Familie in Fortfall, wie ihre zwingende Autorität mit dem Staatswesen. Unsere neue Moral muss in jeder Beziehung, auch für das sexuelle Leben die sein, zu thun, was der Gesellschaft grösstmöglichst nutzt, ohne umzuschauen. In das Sexuelle traversirt, vollste Offenheit und Freiheit für beide Theile. Es giebt eben kein anderes Heilmittel für ungesunde Zustände, als aussprechen was ist. In dem Sinne hat auch Dr. Rossi gehandelt und das ist der Hauptgrund, unserer Hochachtung für den Pionier, wie des Interesses für seine Utopien und Experimente. Seine Wahrheitsliebe und Objectivität ist nachahmenswerth.

Für die Arbeiter ist die Wiedergabe dieser verschiedenen Experimente der Utopisten auf's Aeusserste lehrreich. Sie können an ihnen erkennen, dass nur die Vereinigung aller Arbeiter aller Länder zu dem ersehnten Ziele führen wird und dass alle Versuche so im Handumdrehen durch Gründungen irgend einer Art eine Zukunftsgesellschaft zu gründen, zwecklos sind. Gewerkschaft und politische Thätigkeit der Arbeiterpartei bereiten die Lösung der sozialen Frage vor, nicht Utopien und Experimente.

---

## Zu den Wahlen in Holland.

Von  
Dirk Troelstra  
(Wyk aan Zee).

Kein Geringerer als der bekannte Oekonom und Finanzminister a. D. Dr. N. G. Pierson war es, der, während der Wahlkampagne von einem strebsamen Journalisten befragt nach dem, was ihm das Merkwürdigste in diesem Kampfe schien, antwortete: am meisten habe ihn der Rückgang der Sozialdemokratie, der es nur in 29 Wahlkreisen gelungen sei, eigene Kandidaten aufzustellen, getroffen. Auf die Frage, wie er das erkläre, antwortete der grosse Denker: Die Sozialdemokratie könne in den Niederlanden nicht gedeihen, weil das Brot zu billig sei. Der oberflächliche Leser wird gewiss lächen über diese Bemerkung eines vielgepriesenen Gelehrten, und das Wort „Albernheit“ entschlüpft vielleicht seinen Lippen; aber sachte, man muss zu unterscheiden wissen. Es war nicht der objektive Denker, sondern der Politiker Pierson, der hier sprach. Politik und Wissenschaft sind zwei ganz verschiedene Sachen, und was dem Sozialökonomen eine Albernheit scheint, kann für den Politiker oft als eine grosse Schlaumeierei gelten. Wenn man nun weiss, dass die Frage der Schutzzölle neben dem Klerikalismus den wichtigsten Streitpunkt in diesem Wahlkampf abgab, und dass Pierson ein liberaler

Freihändler ist, so lernt man seinen Ausspruch erst voll und ganz würdigen. Er führt damit einen alten Bekannten in den Kampf ein. Sie kennen ihn schon wieder, es ist der Passepartout, der weltberühmte rothe Spuk, der dieses Mal neben dem schwarzen Spuk gegen die klerikalen Brotvertheuerer losgelassen wird. — Ob die Warnung des Herrn Pierson von wirklichem Einfluss auf den Ausgang der Wahlen gewesen ist, entzieht sich meiner Beurtheilung; sicher ist, dass die Sozialdemokraten darüber herzlich gelacht haben und, trotz der Gefahr, die billiges Brot für sie mitbringen soll, bei den Stichwahlen Herrn Pierson und den Seinigen in der Bekämpfung der Protektionirten tapfer geholfen haben, und zwar mit dem Erfolge, dass letztere den Kürzeren ziehen mussten. Es war in der That die sozialdemokratische Arbeiterpartei, welche in mehreren Wahlkreisen den Ausschlag gab und bei dem gegenwärtigen Stand der Parteien — klerikale Koalition und die vereinten Antiklerikalen sind einander fast ebenbürtig — überhaupt eine wichtige Stimme abzugeben hat, mit der man, wenn wir die drei eroberten Sitze behalten, auch in der bevorstehenden legislativen Periode zu rechnen haben wird. Namentlich Herr Pierson wird jetzt mit der im Rückgang begriffenen Sozialdemokratie zu rechnen haben, denn — o Ironie des Schicksals! — er verdankt es nur ihr, dass er in die neue Kammer gewählt wurde. Ohne die 1337 Stimmen, die beim ersten Wahlgange in Enschedé auf unsern Genossen van Kol abgegeben wurden, wäre der Ex-Minister nicht als Sieger aus der Stichwahl hervorgegangen.

Hiermit berühren wir gleich das wichtigste Merkmal dieser Wahlen: den Eintritt der Sozialdemokratie in den politischen Kampf, der zu gleicher Zeit ihr Sieg war. — Obgleich die Parteigruppierung diese Wahlen sonst zu einer Erscheinung des Rückganges in der politischen Entwicklung unseres Landes macht, werden sie durch das Eingreifen der Sozialdemokratie zu einem wirklichen Fortschritte. Die Frage der Wahlrechtsausdehnung hatte uns hübsch auf den Weg zu einer rationalen Parteibildung gebracht. Ueberall begannen sich die Demokraten zu rühren; in der liberalen Partei kam es zu einer Spaltung; dasselbe geschah in der anti-revolutionären (calvinistischen) Partei, wo sich die Junker unter ihrem Führer De Savornin Lohman von ihren demokratischen Glaubensgenossen trennten, und sogar im katholischen Lager liess die Einigkeit zu wünschen übrig. Als vor drei Jahren durch die Auflösung der Kammer nach der Verwerfung des Tak van Poortvlietschen Wahlrechtsentwurfes die Frage vor die Wähler gebracht wurde, hat man sie zwar in konservativ-liberalem Sinne entschieden, aber man hat sie jedenfalls ohne Einmischung von religiösen Gesichtspunkten — diesen Fremdstoffen im politischen Körper — gelöst. Für diese Wahlen, die ersten unter dem Regime des van Houtenschen Wahlgesetzes, hatte man jedoch wieder die alten abgedroschenen Phrasen aus der Rumpelkammer der Bourgeoispolitik hervorgeholt, und „Fort mit den Klerikalen!“ wurde die Losung, mit der Liberale und Radikale in den Kampf zogen. Eine natürliche Folge davon war, dass die klerikalen Parteien einander wieder suchten und Calvinisten und Katholiken beider Schattirungen ein Bündniss schlossen, wobei die armen irdischen Ideale der Demokratie leider geopfert wurden. Unter frommen Sprüchen

hat man ihnen allen miteinander den Hals umgedreht. — Die Bourgeoisie hegt die Zuversicht, dass die Wahlrechtsfrage nun auf längere Zeit von der Tagesordnung abgeführt ist, und richtet sich ein, ohne allzuviel Rücksicht auf die Interessen der Arbeiterklasse, ihre kleinlichen Kämpfe ungestört weiterzuführen. Die Sozialdemokratie wird jedoch dafür sorgen, dass die Stimme der wahren Demokratie nicht ungehört verhallt, und sie kann das um so besser, da ihr jetzt das Parlament als öffentliche Tribüne zu Gebote steht. Sie war es allein, die in dem Wahlkampf den Schlachtruf „Für das allgemeine Wahlrecht!“ erschallen liess und folglich als erste Forderung die Verfassungsrevision in ihr Programm aufnahm. Sie war es auch, die gegenüber dem Rückfall der Bourgeoisparteien in die alten ausgefahrenen Gleise den Fortschritt zur Politik der umfangreichen sozialen Gesetzgebung vertrat. Sie ging dabei durchaus prinzipiell vor, suchte nirgends und nie ihre Endziele zu verschleiern, und stellte sich durch die Forderung der Verfassungsrevision auf einen isolirten Standpunkt. Die Radikalen, die nach ihren demokratischen Prinzipien eigentlich auch in erster Linie auf eine Revision unserer Verfassung, die das Einführen des allgemeinen Wahlrechts ermöglicht, hinsteuern sollten, haben ihr eigenes Banner unter allerhand nichtigen Vorwänden im Stich gelassen und sind auf den liberalen Leim des Antiklerikalismus gegangen. Dies ist nur zu erklärlich. Hätten sie selbständig den Kampf geführt, so würde sich unzweifelhaft herausgestellt haben, dass ihre Partei aus lauter Führern ohne Heer besteht. Ihre Geringschätzung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei machte, dass ihnen ein Bündniss nach dieser Seite hin, das übrigens unsererseits durchaus nicht angestrebt wurde, unerwünscht schien, und so blieb ihnen nichts übrig als nach rechts zu gehen. Dabei war es ergötzlich zu hören, wie die Radikalen diesen Rückfall zu beschönigen suchten durch die Behauptung, die Liberalen seien radikal geworden, während die Liberalen sagten, dass die Radikalen liberal geworden seien. — Die hochnasigen radikalen Herren sind für ihre Geringschätzung unserer Partei und ihre Treulosigkeit grausam bestraft worden. Es ist ihnen zwar in Amsterdam gelungen, mit Hilfe der Liberalen zwei von ihren Männern in der Stichwahl durchzubringen, aber in Leeuwarden musste ihr Führer, Herr Gerritsen, der seit einigen Jahren diesen Wahlkreis vertrat, in den Sand beissen, und es war der Vorsitzende unseres Parteivorstandes und Redakteur unseres Organs, Dr. P. J. Troelstra, der diesen radikalen Prahls ausstach. Auch in Winschoten wurde ein radikal-liberaler Kandidat von Dr. Troelstra in der Stichwahl geschlagen.

Betrachten wir nun das Ergebniss der Wahlen für unsere junge Partei etwas näher, so sehen wir, dass in den 29 Wahlkreisen, wo es uns trotz der erforderlichen 40 Namensunterschriften gelungen war, Kandidaten aufzustellen, auf diese mehr als 10 000 Stimmen abgegeben wurden, ein Resultat, das uns allein schon befriedigen könnte, weil diese Stimmen nahezu ausschliesslich sozialdemokratische Stimmen sind, denn fast in all diesen Wahlkreisen hatten die Wähler die Gelegenheit, radikal-liberal oder radikal zu wählen. Zu bemerken ist dabei, dass die grösste Zahl sozialdemokratischer Stimmen in der Industriestadt Enschedé, wo die Wählerzahl\* durch das neue Gesetz grösseren Zuwachs erhalten hat als



in irgend einem anderen Wahlkreise, abgegeben wurde, während übrigens in den nördlichen Provinzen, wo die revolutionären Prinzipien immer den besten Nährboden gefunden haben, das Resultat für uns am günstigsten war. Hier gelang es uns sogar in drei Wahlkreisen in die Stichwahl zu kommen. In Amsterdam erhielten unsere Kandidaten insgesamt 1151 Stimmen, eine Zahl, die zwar klein ist, deren Bedeutung jedoch wächst, wenn man weiss, dass Amsterdam am meisten unter der desorganisirenden Wirkung des Anarchismus gelitten hat, dass unsere Versammlungen den Arbeitern durch die endlosen Debatten der Anti-Parlamentarier verleidet wurden, dass diese Herren auch sonst kein Mittel (nicht einmal Diebstahl und Vernichtung von Flugblättern) scheuten, um unsere Arbeit fruchtlos zu machen, und dass in jedem Wahlkreis Liberale von der äussersten linken Seite aufgestellt waren. Wir können also ohne jede Uebertreibung sagen, dass wir, trotz des entgegenwirkenden Einflusses der Domela Nieuwenhuis'schen Richtung, jetzt doch in Amsterdam einen Kern von mehr als 1000 überzeugten Sozialdemokraten haben. Auch die 886 Stimmen, die in den beiden Utrecht'schen Wahlkreisen für uns abgegeben wurden, sind von überzeugten Sozialdemokraten und beweisen, dass auch in dieses Bollwerk des Starrsten Konservatismus Bresche gelegt ist.

Traten wir beim ersten Wahlgang ganz selbständig auf, so gebot uns eine logische Taktik bei den Stichwahlen überall die Antiklerikalen zu unterstützen, weil die Klerikalen ausnahmslos für Schutzzölle eintraten, und der Ausgang der Urwahlen so günstig für sie war, dass sie die Minister-Portefeuilles schon unter sich vertheilt hatten. Aus diesem Grunde wurde auch in Tietjerksteradeel unser Kandidat, dem dort ein Antirevolutionär gegenüberstand, wenn auch „mit blutendem Herzen“, von den Liberalen unterstützt. Wie gesagt, kam Dr. Troelstra, zufälligerweise in diesen drei Wahlkreisen unser Kandidat, in Leeuwarden und Winschoten mit Radikalen in die Stichwahl. Er blieb überall Sieger; in Leeuwarden mit einer Majorität von 69 Stimmen, in Tietjerksteradeel mit 313 und in Winschoten mit 670 Stimmen, eine Majorität, wie sie in den nördlichen Provinzen fast unbekannt ist. Weil nur in Tietjerksteradeel die Gefahr bestand, dass bei einer neuen freien Wahl ein Protektionist durchdringen könnte, nahm unser Kandidat das Mandat für diesen Wahlkreis an. In Leeuwarden und Winschoten müssen also neue Wahlen stattfinden, wobei es nicht sicher ist, dass wir beide Distrikte behalten, weil wir namentlich in Winschoten nicht durch eigene Kraft allein den Sieg davontrugen. — Doch auch im schlimmsten Falle, wenn die beiden Wahlkreise uns noch verloren gehen sollten, haben wir einen grossen Gewinn zu verzeichnen. Wir haben einen Keil in's Parlament getrieben und, wie mir von konservativ-liberaler Seite geschrieben wurde, durch die würdige Art und Weise, in welcher unsererseits der Kampf geführt wurde, einen wichtigen moralischen Sieg errungen. In das heisere, gültige, kleinliche Geschrei der Bourgeoisparteien klang die Stimme unserer Redner wie ein neuer, erquickender Laut, und Diejenigen, von denen sie gehört wurde, durchbebt die Ahnung eines neuen Ideals und einer glücklicheren Welt. Nicht in dem Abbrechen anderer Parteien suchten wir unsere Kraft, sondern in der ruhigen, einfachen Darlegung unserer Prinzipien.

Der Ausgang der Stichwahlen war überhaupt günstig, insofern von günstig unter den obwaltenden Umständen die Rede sein kann. Die Gefahr einer protektionistischen Mehrheit ist von uns abgewandt, und einige neue demokratische Elemente sind in die Kammer durchgedrungen. Eine ordentliche Majorität ist jedoch auf keiner Seite vorhanden, ein Umstand, der zwar den Einfluss der kleinen Parteien erhöht, aber den Bourgeoisparteien einen willkommenen Vorwand bietet, die Durchführung vieler schönen sozialen Reformen, wovon natürlich im Wahlkampf die Rede war, für undurchführbar zu erklären.

Erwähnung verdient noch die Wahl eines antiparlamentarischen Sozialisten von der Richtung Domela Nieuwenhuis' in einem friesischen Wahlkreise. Von der Freiheit, die der Sozialistenbund auf seinem letzten Kongresse seinen Mitgliedern gewährt hat, sich individuell in jeder Weise an den Wahlen zu beteiligen, machte Herr van der Zwaag Gebrauch, um in seinem Wahlkreise, wo er sehr populär ist, eine Kandidatur anzunehmen, obgleich er, wie er in mehreren Reden behauptete, den politischen Kampf kleinlich findet. Die 2000 Gulden Diäten, die der Abgeordnete empfängt, seien — führte er des Weiteren aus — für ihn ein wichtiger Grund, die Kandidatur anzunehmen. — Es giebt wunderliche Käuze unter unseren antiparlamentarischen Gegnern. Was soll man sagen zu Vorkämpfern des Proletariats, wie der sattsam bekannte Herr Chr. Cornelissen, die auf den Meetings nur unsere Partei bekämpften und im „Recht voor Allen“, dem Organ, dessen Redakteur Domela Nieuwenhuis ist, den Arbeitern den Rath geben, lieber Bourgeois-Kandidaten als Sozialdemokraten zu wählen? — Aber auch nach dieser Richtung hin hat die ungeheuerere Propaganda, die wir bei diesen Wahlen gemacht haben, gut gewirkt. In Leeuwarden und Winschoten besannen sich die Sozialistenbündler eines Besseren und traten mit für unsere Sache ein; und die Fachvereine in Leeuwarden (fast alle Fachvereine schwimmen bei uns im anarchistischen Fahrwasser) erkühnten sich sogar, unsern Kandidaten öffentlich zu empfehlen, was ganz richtig war, weil nur unsere Partei die Forderungen der Fachvereine in Sachen der Altersversicherung, die mit im Vordergrund der Diskussion stand, vertritt.

Kaum ist der unendliche Jubel, mit dem unser Sieg begrüßt wurde, verstummt, und schon rüsten sich die Arbeiter in zwei Wahlkreisen zu neuem Kampfe. Mit Energie wird auch diesmal gekämpft werden, damit wir endlich einen heiss ersehnten würdigen Platz unter den Schwesterparteien der internationalen Sozialdemokratie erringen.

## Eine neue Sozialtheorie.

Von

Dr. Arthur Mülberger

(Crailsheim.)

Zu Ende 1891 hatte mir der Zufall ein kleines Buch mit dem Titel „Die soziale Frage und ihre Lösung“ von Ernst Busch in die Hand gegeben. Ich erinnere mich noch heute lebhaft des Erstaunens, das mich befiel,

in diesem Buche zum ersten Mal aus deutscher Feder eine vollständig klare Auffassung vom Cirkulationsprozess des Kapitals anzutreffen. Mein Erstaunen war um so grösser, als sehr leicht zu erkennen war, dass hier ein Autodidakt vom reinsten Blute das Wort in der grossen Frage der Zeit ergriffen und unberührt von jeder Fachgelehrsamkeit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Von der Kühnheit der Schlussfolgerungen abgesehen, unterschied sich das Buch von Allen, was die deutsche sozialistische Litteratur bis dahin zu Tage gefördert hatte, in dreierlei Hinsicht. Erstens war es ausserordentlich schlicht und einfach geschrieben, ohne irgend einen Anklang an die landläufige Ausdrucksweise des Marxismus. Zweitens fasste es das soziale Problem von einer Seite an, die bis dahin so gut wie unbeachtet geblieben war. Drittens endlich appellirte es weder an die Politik noch an die Gewalt noch an den Staat, sondern predigte dem Arbeiterstande die ganz unerhörte Lehre, dass einzig das Erkennen der wirthschaftlichen Zusammenhänge ihm spielend die Macht in die Hand geben werde, um den ganzen gesellschaftlichen Bau von Grund aus umzugestalten und eine neue, bessere Ordnung der Dinge einzuführen. Ich habe seitdem oftmals Gelegenheit gehabt, zu beobachten, dass die Schrift auch bei anderen einen mächtigen Eindruck hervorruft; ja, es liesse sich nachweisen, dass gewisse neuere Schöpfungen in der genossenschaftlichen Welt theils direkt, theils indirekt von ihm beeinflusst werden. Die merkwürdigste Erfahrung aber, die ich zu machen hatte, ist sicherlich die, dass die Wortführer der deutschen Sozialdemokratie das Buch bis heute vollkommen übersehen. Wenn man bedenkt, mit welcher Kampfeslust die Anhänger des Marxismus über die seichtesten Erzeugnisse auf sozialpolitischem Gebiete herfallen, was für Ströme von Tinte vergossen werden, um diese oder jene professorale Halbheit abzuschlachten, dann ist es doppelt verwunderlich, dass man sich auf dieser Seite nicht veranlasst sieht, sich mit einer Schrift auseinanderzusetzen, die mit kühnem Griff ein neues Prinzip auf den Plan wirft, dessen Tragweite, wenn richtig, unermesslich, dessen Wirkung, wenn falsch, verheerend sein müsste.

Wer ist oder war aber dieser Ernst Busch?

Ich habe in der Einleitung zu einer kleinen Schrift\*), die ich aus seinem Nachlass herausgab, eine kurze Skizze seines Lebens gegeben und verweise hiemit auf dieselbe. Hier mögen wenige Worte genügen. Ernst Busch wurde am 13. Dezember 1849 in Remscheid geboren und starb, 43 Jahre alt, nach einem Leben voll Mühsal und Enttäuschung am 2. Juni 1893 in München-Gladbach. Seine Laufbahn war die des Industriellen und des Kaufmanns; Früchte hat sie ihm nicht gebracht.

Der Gedankengang des merkwürdigen Buches ist folgender:

Busch prüft zunächst die Frage, ob die gäng und gäbe Anschauung der Sozialdemokratie, dass der Kapitalbesitz an sich die Macht gebe, die Arbeit auszubeuten, richtig sei und verneint diese Frage. Er giebt zwar zu, dass die Arbeit die alleinige Quelle aller Reichthümer sei und dass unsere heutigen Erwerbsverhältnisse den Arbeiter zwingen, seine Arbeitskraft unter dem Preis zu verkaufen. Er fügt aber bei, dass unsere Produktionsverhältnisse den Tausch bedingen und dass sich nur im Tausche Mehrwerth bilde. Allein es sei voll-

\*) Der Irrthum von Karl Marx. Aus Ernst Busch's Nachlass. Herausgegeben von Dr. A. Mühlberger. Basel. Dr. H. Müller 1894. Pr. 1 M.

ständig falsch, dass unsere heutigen Produktionsverhältnisse eben diesen Mehrwerth bildenden nutzbringenden Tausch in den Händen kapitalbesitzender Personen monopolisire. Ueber diesen Tausch entscheidet, nach ihm, keineswegs die Quantität des zur Verfügung stehenden Kapitals, sondern einzig und allein der freie Wille der Kundschaft. Nicht das Geld also, sondern das Recht, den Gütertausch für eigene Rechnung und in eigenem Interesse besorgen zu dürfen, ist die eigentliche Schutzwehr des Kapitalismus. Da aber die Kundschaft allein über Alles entscheidet, da jedes Geschäft mit genügender und sicherer Kundschaft lebensfähig und rentabel ist und da der grösste Theil aller Geschäftsspesen nur zur Erwerbung und Erhaltung der Kundschaft verausgabt wird, so ist das Wichtigste für den Arbeiterstand, dass er seine Kundschaft nicht verzettelt und verträgt, sondern darauf bedacht ist, sie sich selbst zu erhalten. Aus Gründen, die später zur Erörterung kommen werden, ist es nun bei der heutigen Art des Gütertausches, der von beliebig vielen Personen auf eigene Rechnung betrieben wird, unausbleiblich, dass aller Mehrwerth in die Hände dieser Vermittler gelangt und für den Arbeiterstand nur das schlechthin Nothwendige übrig bleibt. Um aber die eigene Kundschaft sich selbst zu erhalten, ist nichts nöthig, als dass die Arbeiter den ganzen Gütertausch vereinheitlichen. „Sämmtliche Konsumvereine“, sagt Busch, „müssen eine einzige kompakte Masse bilden, die einem Willen gehorchen, aus ein und derselben Quelle beziehen und vereint einem einzigen grossen Ziele zustreben“. Man schaffe schrittweise den individuellen Gütertausch ab und besorge ihn durch angestellte, bezahlte Leute im Interesse und auf Rechnung der Gesamtheit.

Wenn der Sozialdemokrat sagt, aller Besitz löst sich in Arbeitsquanta, in Arbeitslohn auf, so ist dies dahin zu ergänzen: „und in Handelsprofit.“ Die Arbeitswerthe, welche heutzutage noch vom Erzeuger selber verschlissen werden, sind ihrer Menge nach so geringfügig, dass sie bei volkswirtschaftlichen Betrachtungen gänzlich aus dem Spiele bleiben können. Die moderne Gesellschaft lebt vom Tausch, d. h. der Eine konsumirt die Produkte, die der Andere geschaffen hat und umgekehrt. Für diese Ueberführung der Produkte aus der Hand des Einen in die des Andern zahlt die Gesellschaft ganz ungeheure nach Milliarden zählende Summen. Da sich nun der Handelsprofit wie der Arbeitslohn in vollständig freier Konkurrenz regelt, so hat es den Anschein, als ob die dieser Ueberführung gewidmete Thätigkeit auch genau ihrem Werthe entsprechend bezahlt werde. Das ist aber durchaus falsch, wie wir des Genaueren später sehen werden. Thatsächlich verwandeln sich vielmehr unter den heutigen Erwerbsverhältnissen Arbeitsprodukte, für deren Herstellung beispielsweise 20 Mark Arbeitslohn bezahlt wurde, in 40, 50, 60, 100 und mehr Mark Verkaufswerth. Wenn aber aus 20 Mark auf diese Weise 100 Mark geworden sind, so darf man nicht glauben, dass durch dieses Rechenkunststück 80 Mark aus dem Nichts entstanden seien, auf deren Vorhandensein sonst Verzicht geleistet werden müsste. Die Sache liegt vielmehr so, dass diese 80 Mark neuer Werthe an irgend einer Stelle vom Gesamtprodukt des Volkes losgerissen werden und den Vermittlern der Ueberführung zu Gute kommen. Auch die Vermittlung erfordert Zeit und Arbeit und hat deshalb gleichfalls gerechten Anspruch auf angemessene Entschädigung, wie die Arbeit. Sie heischt und verdient „Arbeitslohn“. Aber die Grösse dieses Lohnes steht in gar keinem Verhältniss zu der realen Leistung. Es ist höchst wahrscheinlich, dass der

gesamnte Gütertausch bei rationeller Organisation sich mit etwa 5 Prozent Zuschlag auf die Produktionskosten bewerkstelligen liesse, statt dessen sehen wir allenthalben, dass sich diese Thätigkeit auf dem ganzen Wege vom ersten Produzenten bis zum letzten Konsumenten mit dem drei-, sechs-, acht- und mehrfachen Betrag bezahlt. An dem Rechte der Produzenten, diese Missstände zu beseitigen und für einen möglichst billigen und zweckmässigen Austausch ihrer Produkte zu sorgen, ist ein Zweifel nicht möglich, da Niemand auf den Gedanken kommen wird, den Arbeiter zu zwingen, seine Bedürfnisse nur an einem bestimmten Orte zu decken. Die Arbeiter haben also nichts zu thun, als sich gegenseitig zu helfen, damit sie im eigenen Laden kaufen können. Aus dem eigenen Laden ergiebt sich die eigene Fabrik, d. h. die Umformung der kapitalistischen Produktionsweise in die genossenschaftliche spielend und von selbst. Dagegen ist der umgekehrte Satz keineswegs richtig, dass die eigene Fabrik den eigenen Laden nach sich ziehe. Wenn der Arbeiterstand vor wie nach seine Kundschaft verzettelt und verschleudert, so kann ihm die eigene Fabrik, d. h. die Regelung der Produktionsverhältnisse nicht das Geringste helfen. Es ist überhaupt zu beachten, dass der Unternehmervergewinn und der Handelsprofit zwei verschiedene Dinge sind. Allerdings wird beim unfizirten Handel mit dem Geschäftsprofit auch der Unternehmervergewinn fallen, aber man überschätzt heutzutage die Machtstellung des Kapitals ganz ungeheuer. Der weitaus grösste Theil des Vermögens, das der Arbeiterstand erzeugt hat, gelangt nicht in die Hände des Kapitalisten, sondern des Geschäftsmanns, d. h. des Vermittlers zwischen Produktion und Konsum. Dies beweist schon die einfache Thatsache, dass trotz der mangelhaften Existenz des Arbeiterstandes bei zunehmender Produktivität der menschlichen Thätigkeit der Zinsfuss stetig weicht. Auch ist bekannt, dass gerade die grössten kapitalistischen Anlagen, welche die gangbarsten und unentbehrlichsten Massenartikel fabriziren und desshalb auf einen regelmässigen Geschäftsbetrieb angewiesen sind, wenn sie nicht gerade günstige Konjunkturen ausnützen, also spekuliren, im Verhältniss zum Betriebskapital die geringste Rente abwerfen. In der letzten Instanz des Handels, im Ladengeschäft, da wo die allgangbarsten und unentbehrlichsten Massenartikel verkauft werden, wird am meisten von der Volksarbeit abgerissen und dem Produzenten sein Verdienst am meisten geschmälert. Dieser vielumworbene „Mittelstand“ betreibt heute nicht ein Geschäft, weil er Kapital besitzt, sondern er häuft Kapital an, weil er ein Geschäft besitzt. Die Erzielung des Geschäftes ist denn auch für ihn die Hauptsache, aber diese Erzielung hängt, wie wir oben gesehen haben, ganz und gar von dem freien Willen des Produzenten ab, der heutzutage noch die hohen Spesen und das Risiko dieser „Erzielung“ als Käufer mitbezahlt. Nicht das Kapital also, sondern der Handel steht der Arbeit gegenüber. Um die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern, sind anscheinend zwei Wege vorhanden: Höherer Lohn oder Druck auf den Preis der Verbrauchswerthe. Dass der erste Weg keinerlei Nutzen haben kann, so lange der Handel die Macht hat, seine Waaren höher einzuschätzen, liegt auf der Hand. Was der eine Arbeiter als Produzent an Lohn mehr erhält, muss der andere als Konsument um ebensoviel oder noch mehr theurer bezahlen. Es bleibt also nur der zweite Weg, der mit der unfizirten Vermittelung rasch enorme Resultate erzielen kann. Die Arbeitslöhne können dabei, wo nicht handgreifliche Unbilligkeiten vorliegen, auf der heutigen Höhe bleiben, beziehungsweise sie werden sich nach wie vor

unter vollster Vertragsfreiheit durch freie Konkurrenz regeln. Was steigt und immer mehr steigen wird, ist die Kaufkraft des Geldes. Kurz, so lange man sich nicht von dem Irrthum frei macht, dass der Handel in seiner heutigen Gestalt, das Geschäftemachen, der individuelle Gütertausch von beliebig vielen Personen zum Zwecke des Verdienens betrieben, nothwendig, nützlich und unentbehrlich sei, so lange man dem Arbeiter durch eine Bekämpfung des Kapitals zu nützen vermeint, kann man ihm auch nicht das Geringste helfen.

Die Rechtsfrage ist, wie gesagt, entschieden. Die Geschäftsleute haben weder ein formales, noch historisches noch sonstiges Recht auf den Handelsprofit. Der letztere ist seit jeher vollständig herrenlos gewesen und nur, weil er herrenlos gewesen ist, konnte er eine so grosse Bedeutung erlangen und die Geschäftsleute reich und mächtig machen. „Der einzelne Geschäftsmann ergibt sich heute ohne Widerrede, wenn ihm ein Konkurrent überlegen ist, also hat sich auch der ganze Stand zu ergeben, wenn ihm der Arbeiterstand als Konkurrent die Kundschaft entzieht.“ Auch die Zweckdienlichkeit des unifizirten Austausches steht ausser aller Frage. Er wird jedem einzelnen Produzenten bei derselben Arbeitsleistung zehnmal mehr Lebensunterhalt zuführen. Falls sich die Geschäftsleute nicht dazu verstehen wollen, für Rechnung der Gesamtheit lediglich gegen ein Jahresgehalt den Gütertausch zu vermitteln, so ist das natürlich höchst gleichgiltig; denn so gut heute jeder Prinzipal Leute genug für sein Geschäft findet, ebenso gut werden sich Leute finden, die recht gerne für ein nicht zu hohes Jahresgehalt in der unifizirten Vermittlung thätig sind. Sobald die letztere durchgeführt wird, hört die gegenseitige Abhängigkeit und Unterordnung der Menschen auf. Nur der individuelle Handel hat die Menschen in Herren und Knechte, in Geschäftsleute und Arbeiter geschieden. Der Mangel an Freiheit beim Produzenten ist in letzter Linie stets auf die Ueberfüllung aller Berufsstände zurückzuführen, die den einzelnen Arbeiter zwingt, sich mit jeder Behandlung und Bezahlung zufrieden zu geben, da für jeden entlassenen Mann sofort Ersatz vorhanden ist. Dass auch sämtliche Schwierigkeiten des Handels von der bescheidenen Reklame an bis zum geschäftlichen Risiko überhaupt durch die Unifizirung in Wegfall kommen werden, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Das Risiko in allen seinen Formen ist nichts anderes, als die Unsicherheit des Kundschafts-Erwerbes. Wo aber, wie beim unifizirten Gütertausch, die Kundschaft eine gegebene, bleibende, selbstverständliche ist, fallen alle Bedenken und mit ihnen die Nothwendigkeit aller jener Mittel weg, die in dem einen Wort „Wettbewerb“ enthalten und dadurch in ihrer Gesamtheit nicht besser geworden sind, dass man einen Theil von ihnen „unlauter“ zu nennen und unter das Strafgesetz zu stellen beliebt hat. Von dem individuellen Gütertausch lassen sich die Uebelstände: Qualitätsverschlechtern, Ueberfordern, künstliche Preistreiberei, Arbeitsmangel und Druck auf die Arbeitslöhne nicht trennen. Diese Uebelstände verleihen der Thätigkeit der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum erst den Charakter jener Spekulation, die sich schlusslich einbildet, die Welt sei nur dazu da, um sich durch den Handelsprofit ausplündern zu lassen. Daran reiht sich dann jener Rattenschwanz ungeheuerlicher Vorstellungen und Begriffe, der in dem Wahnsinn gipfelt, dass die Menschen desshalb darben müssen, weil sie zu viel Werthe produziren.

(Schluss im folgenden Heft.)

# Eine Philosophie für das Proletariat.<sup>\*)</sup>

Von

Hermann Duncker

(Leipzig).

Man spricht von einer Wissenschaft für das Volk, von einer Kunst für das Proletariat — und nicht nur in der Theorie; auch die Praxis hat das Volk mit Werken beschenkt, die seinen Bedürfnissen gerecht zu werden, seine Bildung, seine Kenntnisse zu erweitern suchen. Die verschiedenen Geschichtsdarstellungen aus dem Dietz'schen Verlag, die naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Bücher der „Arbeiterbibliothek“ geben dem Proletarier — soweit sie den Weg in seine Hände finden — einen Schatz des Wissens, der ihn dem mit der sogenannten „höheren Bildung“ getauften Bürgerthum schon geistig überlegen machen kann. Bei der Vielseitigkeit dieser Geisteserzeugnisse nimmt es Wunder, dass ein Gebiet fast ganz übergangen zu sein scheint: die Philosophie!

Verlangt nicht gerade die sozialistische Weltanschauung in der Philosophie ihre Verankerung? Das Gefühl dieser Nothwendigkeit hat wohl Engels seiner Zeit veranlasst, die Polemik gegen Dühring in grösserem, populärem Stil zu führen, aber seine „Umwälzung der Wissenschaft“ bietet nur eine Aneinanderreihung philosophischer Fragmente, wie es die kritische Natur seiner Aufgabe mit sich brachte. Ein System lässt sich da schwer herauslösen. — Den Versuch, ein solches zu schaffen, unternahm Leopold Jacoby in seiner „Idee der Entwicklung“, von der die beiden ersten Theile erschienen sind; das Werk zu einem Ganzen auszubauen und abzurunden hat der Tod des Autors unmöglich gemacht. Doch was Jacoby entwickelt, ist mehr oder weniger Naturphilosophie, — er selbst war ja Naturforscher von Fach. Die Philosophie als Nebenprodukt der Naturwissenschaft hat ja einer Reihe popular-philosophischer Abhandlungen zum Dasein verholfen. Aber die mehr oder minder grosse Fragwürdigkeit ihrer Hypothesen richtet sie selbst. Wir können uns nicht damit genügen lassen, dass ihre längst abgelebten und widerlegten Theorien durch die Kanäle billiger Volksausgaben in die Arbeitermasse sickern, wie dies mit Büchner's „Kraft und Stoff“ geschehen ist. Und warum soll die moderne Lebensanschauung erst auf dem weiten Umweg über die Naturwissenschaft entwickelt und gefördert werden?

Die Erkenntnisphilosophie der Kant'schen Schule (in der auch noch der Arbeiterphilosoph Dietzgen mit seinem „Acquisit der Philosophie“ haftet), wurde durch die Naturphilosophie abgelöst; aber auch diese hat einer neuen philosophischen Betrachtungsweise Platz machen müssen, die eine psychologische Grundlage suchte. Mit dieser Veränderung des wissenschaftlichen Horizonts wechselte auch das Objekt des Philosophen: war man einst von der idealistischen Seele auf den materialistischen Körper übergegangen, so zog man nun

\*) Im Folgenden ist der Versuch unternommen, auf die Lektüre eines Schriftstellers hinzuweisen, der heutzutage mehr besprochen, als gelesen wird. Es mag nicht unerwähnt bleiben, dass sein philosophisches Hauptwerk in der Reklambibliothek für 80 Pfg. käuflich ist, und somit Jeder an der Hand des Werkes selbst sich sein Urtheil darüber bilden kann.  
Anmerk. des Verfassers.

gewissermassen beide Objekte in eins zusammen, und da man dieser Verbindung sich in sich selbst bewusst war, so nahm man das „realistische Ich“ als Ausgangspunkt und Objekt der philosophischen Reflexion.

Die „Ichphilosophie“, wie sie aphoristisch aus den modernen Kunstschöpfungen von Ibsen, Dostojewskij, Dehmel u. A. herausklingt, wie sie in Friedrich Nietzsche ihren jüngsten und blendendsten Vertreter gefunden hat, sie geht allein von dem Individuum aus. Diese Voraussetzungslosigkeit, die Beschränkung auf die eigenste Selbsterkenntnis macht gerade diese Philosophie für den Arbeiter besonders geeignet. Das kapitalistische System, das ihn schon früh seine Haut zu Markte tragen liess, erweckt dadurch in ihm das Gefühl der Persönlichkeit weit eher als in einem Bürgersöhnchen, das erst auf der Universität seinem Ich eine bunte Mütze aufsetzt. Die Lebenserfahrungen, die der Arbeiter im Kampf ums Dasein reichlich sammelt, lassen bald in ihm Gedanken aufsteigen über die Werthung oder Entwerthung seiner Arbeitskraft, und da sich diese von ihm selbst nicht trennen lässt, so kommt er leicht zu Reflexionen über den Werth seiner Persönlichkeit oder über ihren Unwerth der Welt der Besitzenden gegenüber.

Was trägt denn die sozialistische Bewegung, wenn nicht das erwachte Selbstgefühl der Masse! Selbstbewusstsein und Zielbewusstsein sind hier Korrelatbegriffe, eines ist nicht ohne das andere denkbar. Es ist eine bekannte Tatsache, dass man mehr nachdenkt über das, was man nicht hat, als über das, was man hat; so nisten sich im Kopf des enterbten und enteigneten Proletariers leicht Gedanken ein über Recht und Gewalt, Staat und Gesetz, Eigenthum und Familie. Seine Gedanken sind nicht an das Bestehende gebunden, er braucht nicht Halt zu machen vor den geheiligten Institutionen des Staates, hat er doch nichts zu verlieren, sondern eine Welt zu gewinnen!

Geht diese ganze Gedankenrichtung nicht parallel mit der „Individualphilosophie?“ Nur dass diese sich viel mühsamer und unvollständiger der Erscheinungen begrifflich zu entledigen suchte, die für das Proletariat schon sachlich in Fortfall gekommen sind. Jedoch birgt diese philosophische Behandlung den grossen Vortheil in sich, dass sie durch den ganzen Bau ihres Systems die Einzelbeobachtung weckt und stützt, und dem philosophirenden Individuum den Einblick und Ueberblick der um ihn kreisenden Welt erleichtert. —

Der klarste und tiefste Ausbauer dieser Ichphilosophie ist Max Stirner, und seine Philosophie des „Einzigigen und sein Eigenthum“ ist ein Buch, das sich in der Hand jedes denkenden Arbeiters befinden sollte.

Man hat Nietzsche oft den Nachfolger Stirner's genannt, und der Zeitfolge nach liesse sich nichts dagegen einwenden. Stirner schrieb ca. 40 Jahre vor Nietzsche. Aber dem Inhalt nach möchte man das Verhältniss umkehren, da ist Stirner der Vollender und Zusammenfasser der Nietzsche'schen Fragmente. Dabei darf jedoch ein grosser Gegensatz zwischen Beiden nicht unerwähnt bleiben, da dieser gerade am meisten uns Stirner als philosophischen Lehrmeister des Proletariats empfehlen lässt.

Nietzsche ist Aristokrat, Stirner Plebejer (dies Wort im eigentlichen Sinne genommen). Nietzsche schreibt für den bildungsmüden Gebildeten in einem raffinierten, künstlerischen Stil, der zum Verständniss unendlich viel Musse und positives Wissen voraussetzt — und beides kann der Arbeiter nur schwer erwerben. — Stirner wendet sich an den Egoisten, der das Joch jahrhundertlanger



Knechtschaft von Vorurtheilen und Einbildungen, aber auch von Staatsgewalt und Ausbeutung abschütteln soll. Seine Sprache ist ungeschminkt und derb, er setzt nichts voraus als einen freien Blick und ein freies Herz. Er appellirt an verschiedenen Stellen geradezu an das Proletariiergefühl und die Proletarierkraft.

Es ist keine Frage, auch in Stirner muss man sich erst hineinlesen, über einzelne Partien seiner langathmigen Polemik gegen das Christenthum und den Liberalismus der vierziger Jahre muss man hinweglesen. Vor Allem sind Begriffe wie „Volk“, „Liberalismus“, „Kommunismus“ aus der damaligen Zeit herauszudefiniren. Aber trotzdem, man wird bald vergessen, dass das Buch schon über 50 Jahre alt ist.

Seine Ausführungen über die Entwicklungsgeschichte des Bürgerthums, über Kirche und Staat, seine Rechtstheorie u. s. w. geben eine Fülle weittragender Gedanken. Was er über die Frage des Pauperismus, d. i. die „soziale Frage“ seiner Zeit, sagt — doch vielleicht geben ein paar Beispiele den besten Einblick — da heisst es S. 294:

„Man fordert von den Staaten, sie sollen den Pauperismus beseitigen. Mir scheint, das heisst verlangen, der Staat solle sich selbst den Kopf abschneiden und vor die Füsse legen.“

Und weiter S. 296:

Der Pauperismus ist die Werthlosigkeit meiner, die Erscheinung, dass ich mich nicht verwerthen kann. Deshalb ist Staat und Pauperismus ein und dasselbe. Der Staat lässt mich nicht zu meinem Werthe kommen und besteht nur durch meine Werthlosigkeit: er geht allezeit darauf aus, von mir Nutzen zu ziehen, d. h. mich zu exploitiren, auszubeuten, zu verbrauchen, bestände dieser Verbrauch auch nur darin, dass ich für eine proles Sorge (Proletariat); er will, ich soll „seine Kreatur“ sein. Nur dann kann der Pauperismus gehoben werden, wenn ich als Ich mich verwerthe, wenn ich mir selber Werth gebe, und meinen Preis selber mache. Ich muss mich empören, um empor zu kommen.“

An dieser Stelle mag noch ein Punkt berührt werden, der ja leider heutzutage oft ausschlaggebend ist. Es ist dies die Thatsache, dass man Stirner ungelesen lässt — als „Philosophen des Anarchismus“. Gegen diese Diskreditirung seiner Philosophie kann man sich nicht scharf genug wenden: ausgeschlachtet kann Jeder von Jedem werden! Und es ist richtig, vom modernen Sozialismus weiss Stirner nichts, er bekämpft auch den utopistischen Kommunismus Weitling's und Proudhon's. Aber er spannt seine Philosophie überhaupt nicht in den engen Rahmen eines sozialpolitischen Systems, ihm gilt das Ich und — der Verein! Der Verein ist nichts anderes als der Typus der modernen Kampforganisationen, der Gewerkschaft, wie Stirner selbst (S. 315—318) einen Streik solcher Vereinten in den lebhaftesten Farben schildert!

Ein französischer Kritiker nennt den „Einzigem“ ein Buch, das man als Monarch verlässt — un livre qu'on quitte monarque. Nun, das Proletariat war lange genug Sklave, um jetzt auch einmal den Herrn spielen zu dürfen. Doch für die Rolle des Herrn muss es auch Herrenbewusstsein in sich tragen, und das ist die grosse Lehre und die Frucht der Lektüre Stirner's.

„Man erkennt es nicht in der ganzen Fülle des Werthes, dass alle Freiheit — wesentlich — Selbstbefreiung sei, d. h. dass ich nur soviel Freiheit haben kann, als ich durch meine Eigenheit mir verschaffe. Was nützt den Schafen, dass ihnen Niemand die Redefreiheit verkürzt? Sie bleiben beim Blöken!“ —

# Ueber den universalen Erziehungswerth der Musik.

Von

Wilhelm Mauke

(München).

Tolstoi, der pessimistische Asket, nannte einmal auf Grund eines abnormen Einzelfalls die Musik eine „Macht der Finsterniss“, weil in ihr die Leidenschaft am sinnlichsten und ungezügeltsten zum Durchbruch komme. Das ist ebenso rigoros geurtheilt, wie willkürlich gefolgert. Weit philosophischer bezeichnet der deutsche Denker Schopenhauer die Musik als „die sinnliche Darstellung des Willens“. Warum ging der scharfe Analytiker nicht noch den kleinen Schritt weiter, der ihn vom Ziele trennte, und hiess die Musik „die Darstellung der Gesinnung des Menschen?“ Denn es ist zwar keine mathematisch beweisbare Thatsache, aber doch eine Erscheinung, deren Allgemeingiltigkeit die Litteraturgeschichte der Musik am besten bezeugt: unter allen Künsten spiegelt die Musik am reinsten und treuesten das Innenleben, den Charakter, das Temperament, das Gemüth, kurz die Gesinnung ihres jeweiligen Schöpfers wieder. Da nun dieser ideale Zusammenhang zwischen Kunst und Moral, im Besondern zwischen Musik und Gesinnung besteht, so muss diejenige Musik, welche am ungetrübtesten den Einblick in die Seele eines grossen Künstlers gewährt, welche das klarste Spiegelbild der Gesinnung des schaffenden Tonkünstlers ist, den grössten ethischen, den grössten Erziehungswerth auf den Hörer ausüben. Im Allgemeinen werden wir somit die Musik höher oder niedriger stellen müssen, welche eine höhere oder niedrigere Gesinnung ausdrückt.

Die Musik wirkt weit unmittelbarer auf die menschliche Seele, auf das menschliche Gefühls- und Empfindungsleben, sie wendet sich weit mehr an die unter der Bewusstseins-Schwelle schlummernde, innere, metaphysische Seite unseres Daseins wie etwa ein Gemälde, eine Dichtung, eine plastische Gruppe. Und deshalb muss sie, weil die geheimnissvollsten, verborgensten Seiten unserer Psyche berührend, von nachhaltigstem Einfluss auf das Gemüth, auf die Charakterbildung des Menschen sein. Sie kann den werdenden Menschen festigen und reif machen helfen; sie kann den fertigen Charakter des Mannes bestärken; sie kann grosse Massen durch lascive, berausende, üppige Melodien zu gewaltigen Ausschweifungen fortreissen; sie kann Temperaments-Verbrechen des Einzelnen beschleunigen.

Die Macht der Musik auf den Muth und das Gemüth der Menschen ist im praktischen Leben, in der Staats- und Kriegsgeschichte aller Zeiten, im Arbeits- und Gesellschaftsleben aller Kulturvölker unendlich oft verwerthet worden.

Die Macht der Töne als Erziehungswerth für das einzelne Individuum wird dagegen immer noch verkannt. Wir verstehen bei dieser Betrachtung als in Frage kommend die absolute Musik und die musikalische Lyrik, nicht aber die Verbindungen von Ton- und Wortkunst (Oper, Melodram, Oratorium). Ausgeschlossen ist die Virtuosenmusik, sie wirkt auf die Eitelkeit; ausgeschlossen ist die rohe Musik der Gasse, sie wirkt direkt degenerirend; ausgeschlossen ist die „mathematische Musik“ (Fuge, Canon etc.), sie wirkt als kombinirende Technik nur auf den Verstand. In diesen drei ent-

arteten Sprösslingen der edlen Polyhymnia pulst kein Atom der Psyche, der Gesinnung ihrer Erzeuger. Sie lassen also auch das Gemüth des Hörers kalt. Aber die Sonaten, Symphonieen, Tondichtungen, Kammermusiken und Tänze unserer grossen klassischen, romantischen und neudeutschen Meister, die edel-gehaltvolle Gesangsliryk für ein und mehrere Stimmen\*), das sind die besten Zeugen des Gesinnungswerthes ihrer Schöpfer.

Wir wollen nun unsere Deduktionen durch praktische Beispiele erhärten. Beethoven war als Mensch und Mann ebenso gross, rein und heilig wie seine Kunst. Er war eine anima candida, von naivem, kindlichem Gemüth, die Tagesgrössen und Modegötzen dieser Zeit verachtend, stolz bewusst seines innern Werthes, aufgehend in seiner innern, reichen Welt. Er kannte keine eitle Selbstüberhebung, keine Frivolität, keine geschlechtlich-brünstige Leidenschaft. Von dem Augenblick an, wo er sein ureigenstes, prometheisch-trotziges Ich und die Aufgaben seiner Weltmission erkannte, bis zu jener furchtbaren Gewitternacht (26. März 1827) wo sein Geist sich wieder dem flammenden All vermählte, sind die Grundzüge seines Wesens und Wirkens sittlicher Ernst, Natürlichkeit und Gemüthstiefe. Seinen Werken muss deshalb der höchste Erziehungswerth nicht nur für uns Deutsche, für jeden kultivirten Menschen zugesprochen werden. Die Ethik, die latent in der rauhen, herben, oft trotzig zerissenen äusseren Schale als goldner Kern schlummert, eignet sich als Normativ allerdings besser für Menschen, die dem Fertigkeit nahe sind, denn für weiche, „halb-gare Jünglinge.“

Wenn wir oben von „mathematischer Musik“ sprachen und von den verstandesmässigen, rein technischen Kombinationen, die im sogenannten strengen, fugirten Stil oft so doktrinär zu Tage treten, so müssen wir auf diesem Gebiet einen genialen Mann ausnehmen: J. S. Bach. Der Genius dieses Tonkünstlers, der, wie Beethoven sagt, nicht „Bach“ sondern „Meer“ heissen sollte, hat das Unmögliche erzwungen, dem starren, formelhaften Frag- und Antwortspiel, welches das Wesen der Fuge bedingt, Geist, tiefpoetisches Gefühl, ja lyrische Wärme der Empfindung einzuhauchen. Und was der Konservatorien-Musik und der pedantisch trockenen Schulkontrapunktik unbedingt abzusprechen ist: ein ethisches Moment, das finden wir auf das Schönste in Bach'schen Orgel-, Klavier- und Orchesterwerken „strengen Stils.“ Aus der Bach'schen Musik, dieser tönenden gothischen Architektonik, kann der Mensch die seltene und nur den Wenigsten erreichbare Tugend lernen: Selbstbeherrschung innerhalb der engen Grenzen, die ein gläubiges Gemüth sich freiwillig gezogen und damit: Sieg des Geistes über die Form, ohne sie zu zerbrechen.

Die Melodien Mozarts, dieses in dionysischer Freude mühelos schaffenden Musenlieblings, sind so recht eine Leuchte in die Gefilde des Schönen für betrübe, von der Frohn des mühseligen Alltagslebens gedrückte Menschenherzen. Bekanntlich streute das Geschick Mozart mehr Dornen auf den Lebensweg als Beethoven. Aber in seiner Musik finden wir nichts von Weltschmerz, von schluchzendem Ausdruck innerer Kämpfe, nichts von titanischem Aufbäumen gegen die finstere Moira, wohl aber einen unversiegbaren, im lichten Frühlingssonnen glanze mit

\*) Gesangsliryk ist zwar eine Verbindung von Poesie und Musik, doch wird die Wirkung, die ein Lied auf das menschliche Gemüth ausübt, fast rein der Musik zuzuschreiben sein.

lustig schäumenden Wellenköpfchen dahinfließenden Strom von Melodien der Freude, der zierlichen Anmuth, der berausenden Schönheit, der bejahenden Lebenslust. Wenn Mozart komponirte, schwand eben die Misère des niedrigen, nörgelnden, neidischen Daseinskampfes und vor seinem geistigen Auge öffneten sich die Paradiesespforten vor einer dem gewöhnlichen Heerdenmenschen ewig verschlossenen Welt, in der die leuchtenden Sphären in lautloser Tonschönheit erklingend dahinrollten. So äussert sich der Einfluss Mozart'scher Musik auf die Erziehung des Menschen am ehesten dahin, dass sie Seelenkämpfe und Seelenschmerzen stillt, innere Wirren zur Harmonie führt und durch ihren keuschen, reinen Klangzauber wild aufloderndes Sinnenfeuer im Keime erstickt.

Ueber den bedeutenden Erziehungswerth, der aus den unvergleichlichen Liedern des grossen farbenreichen musikalischen Impressionisten Franz Schubert hervortönt, wird sich wohl Jeder, der sich durch die „Winterreise“ erschüttern, durch den „Schwanengesang“ rühren liess, einige Gedanken gemacht haben. Diese edle Musik, unter dem zwingenden Impuls des schöpferischen Augenblicks in völlig naiver Weise mit gewissermassen „natürlicher Kunst“ entstanden, wirkt stärker auf den sich ihrem herben, frischen Zauber hingebenden Menschen als die Lektüre etlicher 100 Moraleximen oder ein dramatisirter Tugendsieg mit obligater Lasterbestrafung.

Der Beweis, dass nur die Musik eines naiv, fast mit Naturnothwendigkeit schaffenden Künstlers einen positiven Erziehungswerth hat, liegt auch im Gegentheil. Und das Gegentheil ist jene Sorte Musik, welche lediglich ein Produkt reflektirender Sentimentalität oder ein lecker zubereitetes „Ohrengussmittel“, ein geistloses, frivoles, verzuckertes Kling-Klangstückchen (Salonmusik von Grieg bis Waldmann) ist. Im gleichen Verhältniss zu den geistigen Qualitäten der betreffenden Musik sinkt natürlich ihr ethischer Werth. Das Niveau der Tingeltangel-Musik z. B. ist bereits unter Minus. Diese wirkt nicht mehr indifferent, sondern entsittlichend und demoralisirend.

Ein Musiker, welcher die Sinne in angenehme Emotion zu bringen und dabei doch viel Laune, Geist und eleganten Esprit in seine Töne zu bannen weiss, ist der Pole Chopin, der exklusive Aristokrat unter den Tondichtern, der in Glacés komponirte, der Löwe in den molligen Boudoirs der Damen von Welt. Ein raffinirtes „parfum mondain“, ein wollüstiger Duft von exotischen Elegien, „aufbrütender“ Melancholie, hysterischen Leidens und heimlichen Liebens strömt aus den rhythmisch und harmonisch so unnachahmlich zarten und pikanten Gebilden seiner Noturnes, Polonaisen und Walzer, nach denen nur beileibe nicht die gesunde und lebhaftige Bewegung des Tanzens ausgeführt werden darf. Der elegische Pole, der die Geistesigenschaften dreier Nationen in sich vereinigte, schuf wohl duftschwüle, sinnlich erregende Tongebilde, den künstlerischen Niederschlag von schwermüthigen Autosuggestionen eines nach Lethe und Lotos lüsternden Naturells, aber wenig Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks, keine gesunde deutsche Kraft tönt aus seinen sensitiven Reflexionen, die z. B. den Ausdruck der dionysischen Freude, des kecken Trotzes garnicht kennen. So ist Chopin gefährliche Geistesnahrung für Pessimisten und für sinnliche, heimliche, der lauten Lust abgewandte Naturen.

Die Musik jener Kompromissler unter den Komponisten, welche schwankend zwischen dem Alten und Neuen stehen (z. B. Raff, Rheinberger, Hiller, Reinecke, Heuberger, Goldmarck, Fuchs, Volkmann) ist im Grunde ge-

nommen entweder eine kontrapunktische Problemkunst, oder Formspiel, oder Mathematik, oder Genussmittel, bietet aber an positiven Erziehungswerthen recht wenig.

Von jener entsetzlichen Sorte Musik nun, deren Brut- und Pflegestätte der Salon, die Kneipe, die Gasse, das Tengel-Tangel, schliesslich jeder Ort ist, wo ein mechanisches Musikwerk, vom „Orchestrion“ zum „Ariston“ und zur „Spieldose“ steht, von dieser Sorte „Musik auf Walzen“ und ihren unheilvollen seelischen Einflüssen auf den Hörer wollen wir lieber schweigen. Es ist eine traurige Thatsache, dass der Geschmack des halbgebildeten, wie des blasirten, verbildeten Menschen aller Zeiten und Zonen sich mit Vorliebe immer dem Flachen, wenn nicht der Ausgeburt in jeder Kunstgattung zuwendet. So lange der Geschmack des Volkes sich nicht freiwillig den edlern, erhabenern, wenn auch „schwer verständlichen“ Kunstgenüssen zuwendet, haben wir vom Erziehungswerth deutscher Edelmusik gut predigen. Die Wege, die hier allein zur durchgreifenden Besserung führen können, gehen zum Theil auf eine „Erziehung zum Kunstverständniss durch die Schule“, im Besonderen auf eine „künstlerische Reform des Konzertwesens“ aus.

Zum allergrössten Theile sind die Ursachen der musikalischen Geschmacksverbildung weiter Volkskreise rein wirthschaftlicher Natur. Die ökonomische Lage des Arbeiters ermöglicht ihm eben nicht, sich für schweres Geld an den Stätten der bildenden, darstellenden und tönenden Kunst zu bilden. Und so lange die Kunst privilegierte Klassenkunst und Luxuskunst, aber keine Volkskunst ist, so lange bildet das indifferenten Achselzucken, mit dem sich 90 Prozent der arbeitenden Bevölkerung über die Edelkunst, die erhabenste Trösterin des Lebens, hinwegsetzen und sich mit den wohlfeilen Veranstaltungen der verderblichen Afterkunst begnügen müssen, eine furchtbare Anklage gegen Staat und Gesellschaft! —

Nicht nur nach der moralischen und psychischen Seite hin müssen wir der Tonkunst einen hohen Erziehungswerth zuerkennen. Auch nach der hygienischen. Ist doch der Gesang eine der gesündesten Thätigkeiten des Menschen. Im Gesang athmet der Körper die Last der Seele aus. Hierbei aber erweitert sich die Brust, hierbei dehnen sich die Lungenflügel aus, hierbei erhalten alle Organe Platz und Raum und „herrlich bricht sich Bahn in freier Luft des Menschen Ton.“

Der bekannte Prediger für eine vernunftgemässe Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit Heinrich Pudor hat einmal in einem sehr gedankenreichen Aufsatz in der Monatsschrift „Die Gesellschaft“ beherzigenswerthe Betrachtungen zu unserm Thema aufgestellt, mit denen ich hier abschliessen will: „Welche Musik erzieht denn heute unsere Jünglinge und junge Damen? Wenn sie sich mit Tonleitern ermüdet haben, müssen sie Czerny'sche Etüden spielen, die musikwidrigsten Notenanhäufungen, die es giebt und darnach irgend ein modernes Salonstück, dessen Gesinnungswerth durchaus negativ ist, oder im besseren Falle eine Clementi'sche Sonate, deren Gesinnungswerth = 0 ist. . . . Wenn wir erst dahin gelangt sind, dass wir die Musik nach ihrem Gesinnungswerth beurtheilen, dann werden ihr auch eine höhere Stelle in der Erziehung anweisen müssen. Sie wird wie die Wissenschaft und die übrigen Künste dem Menschenthum, d. i. der „Sittlichkeit“ des Menschen zu dienen haben. Solche Musik dagegen, welche Frivolität, Stumpfsinn, Banalität zum Ausdruck bringt,

soll verdammt werden. Solche, welche Seelenadel ausspricht, soll ausgewählt werden. Heftigen, jähzornigen Menschen wird ruhige, friedvolle Musik, in sich verschlossenen Menschen werden heitere, aufmunternde Weisen zum Heile gereichen. So wird die holde Tonkunst nicht nur das Empfindungsleben regeln, nicht nur dem Körper förderlich sein: sie hilft vor Allem zwischen Leib und Seele jene schöne Harmonie errichten, welche das Ideal des griechischen Menschenthums ehemals war und das der deutschen Kunst noch ist.“

## Fürstenschule.

Von

Multatuli.

(Fragment aus dem fünftaktigen Schauspiel des Holländers Eduard Douwes Dekker (Multatuli). Dieses Fragment stammt aus der deutschen Uebersetzung von Dirk Troelstra und Emilie Ludwig, die bis jetzt nur im Manuscript vorliegt.)

**Königin-Mutter** (tritt ein): So fleissig?

**Königin Luise**: Ja, Besuch war da;

Du weisst, ich hab' Empfang von acht bis zehn.

Ach, schau, Mamachen, diese Bände an,

Berichte sind es über Alles, was

Im Volk nicht so ist, wie es sollte sein,

Doch einst — wie ich vertraue, ach! und hoffe

In tiefster Brust, — wird's anders sein und besser.

Indess, — wie unaufmerksam bin ich doch!

Hab' gar noch nicht gefragt, wie Dein Ergehen,

Und ob Du gut geruht nach solchem Abend.

(Sie hat während der letzten Worte, ohne Hilfe der herbeieilenden Ehrendame Walbourg, einen Fauteuil in die Mitte des Vordergrundes gezogen und ladet die Königin-Mutter liebkosend ein, darauf Platz zu nehmen. Ihren eigenen Sessel zieht sie ein wenig vom Schreibtisch fort, so dass ihr rechter Arm darauf ruhen kann.)

**Königin-Mutter**: Nun, ich gesteh', ein leichter war es nicht.

Nur mühsam hielt ich meine Augen offen,

Die Ohren sausten mir von all' dem Forschen,

Dem Klügeln und den Zahlen der Statistik,

Dem Fragen Deiner regen Wissbegierde.

Zu lange hieltest Du van Weert zurück,

Ihm ging es so wie mir: der Mann war müde.

**Luise**: Zu lange? Ach, Mama, so schien mir's nicht,

Und müde sollt' er sein? Ich war nicht müde;

Doch Deinetwegen soll's nicht mehr gescheh'n,

Dass ich so lang' Graf Otto hier behalte

Und Dich dadurch des süssen Schlags beraube.

Was aber seine Müdigkeit betrifft, —

Oho, Mama, das nenn' ich Nebensache.

Nein, mehr: sie kann ihm gut thun, meine ich,

Denn so ein bischen übende Gymnastik

Giebt ja den steif gewordenen Gelenken

Des Staatsverstandes neue Biegsamkeit.

**Königin-Mutter:** Man rühmt ihn doch als tücht'gen Mann, Luise.

**Luise:** Ja wohl, — gewiss; — so lang' sein Einfluss dauert;  
Nachher, — wir werden seh'n, — wenn er nicht stirbt  
Und seinen Ruhm man brauchen kann als Schimpf  
Für And're, die im Weg noch stehen. Ich,  
Ich schätz' ihn grad' so hoch und grad' so niedrig  
Wie viele seiner Sorte.

**Königin-Mutter:** Doch ich meinte . . . .

**Luise:** Dass ich Vertrauen hätt' in sein Genie?  
O, das ist komisch, Mutter, nicht entfernt!  
Er hat Talent — so so, doch nicht zu viel,  
Nur grad' genug, den Anschein zu erwecken,  
Als hätt' er mehr. Er spricht so ziemlich, ja,  
Doch immer ohne Herz, auch fehlt der Muth  
Ihm ganz und gar, sich auch mal zu versprechen.  
Er weiss — nun ja, er weiss, was man ihn lehrte,  
Doch weiter nichts, Mama.

**Königin-Mutter:** Was willst Du mehr?

**Luise** (auf ihr Herz deutend): Was Andres, Mutter, dieses hier, das fehlt,  
Der Mann trägt wie der Weihnachtsbaum, nichts weiter,  
Als was ihm Vater Unterricht und Mütter  
Routine sorglich in die Zweige hängten.  
Bei all' dem Schmuck bleibt solch ein Bäumchen todt,  
Der rechte Mensch jedoch soll leben, leben,  
Das heisst: empfinden, denken, streben, wirken.  
Und Früchte tragen, hundert-, tausendfach.  
Wer mehr nicht giebt, als er empfangt, ist Null,  
Und nützte Keinem durch den Schritt ins Dasein,  
Nun, solche Null ist nur der Graf van Weert.

**Königin-Mutter:** Bist Du nicht etwas streng?

**Luise:** Wohl möglich, doch  
Vor Allem fragt es hier sich, ob ich wahr bin.  
Ich fordre nicht von Jedermann dasselbe,  
Jedoch Bedeutendes von dem Minister.  
Ist das zu streng, Mama?

**Königin-Mutter:** Graf Otto ist . . .

**Luise:** Ein Durchschnittsmensch, und in der Gegenwart,  
Der wunderbaren Zeit, in der wir leben,  
Ist die Gewöhnlichkeit bei einem Mann,  
Den das Geschick so hoch gestellt — Verbrechen.  
Gewöhnlichkeit! der Wucherpflanze gleicht sie,  
Die, selber unfruchtbar, mit ihrem Gift  
Der Fruchtbarkeit beraubt, was um sie blüht.  
Gewöhnlichkeit ist Feindin des Verdienstes,

Beschützerin des Kleinen, des Gemeinen.  
 Was ihr an Kraft und Grösse überlegen,  
 Das muss sie schwächen, Glänzendes besudein.  
 Was kühnen Aufschwung nimmt, sie schlägt es nieder.  
 Das ringende Talent — mit Wenn und Aber  
 Wird es herabgesetzt, im Keim erstickt  
 Und, wenn es irgend angeht, todtgeschwiegen.  
 Genie! Na, frag' van Weert mal nach Genie:  
 Ein Märchen nennt er's, Mythe, dummes Zeug,  
 Am Ende gar ein Ding, das, unanständig  
 Wie ekle Krankheit, also, dass am liebsten  
 Man's garnicht nennt, und, muss das doch geschehen,  
 Nur zart umschrieben: Ex—cen—tri—ci—tät.

(Nach kurzer Pause.)

Nun, unser Graf, excentrisch ist er nicht;  
 Er geht so hin im allgemeinen Gleise,  
 Ihm ist der Staat sein Sessel, — seine Laufbahn  
 Ein Platz zum Ballspiel für die Herrn vom Hofe,  
 Die Drehbank seines Vortheils und Fabrik  
 Von Ehrgeiz — Stehaufmännchen à la Nürnberg.  
 Ihm ist das Volk ein Treibhaus von Lakaien,  
 Das Volkswohl — im Bericht ein Paragraph,  
 Ein allgemeines Unglück, eine Karte,  
 Die ihm als Trumpf den Sieg spielt in die Hand,  
 Der Bürger — ein Artikel zum Besteuern.

(Kurze Pause. Luise, die sich erhoben hatte, setzt sich wieder. Die Walbourg giebt fortwährend Zeichen der Aufmerksamkeit.)

Was so ein Staatsminister weiss, was er  
 Dir sagen kann vom allgemeinen Wohl,  
 Wie wenig ist es, wenn das Herz ihm fehlt,  
 Die Quelle des Genies. Nimm solchem Mann  
 Doch seine Subalternen und Berichte  
 Und sieh dann, was er selbst versteht und weiss,  
 Ja, wart' auf einen emsigen Gedanken,  
 Der in der eigenen Seele ihm gewachsen,  
 Und Du kannst warten, bis Du müder bist  
 Als er in letzter Nacht.

Ich war nicht müde;

Ich hatt's nun einmal darauf abgeseh'n,  
 Den ganzen Katechismus zu durchlaufen.  
 Von alledem, was in mir gährt und ringt;  
 Und, wär' es möglich, — doch ich zweifle leider,  
 Wär's möglich, Mutter, auch in seine Brust  
 Zu werfen einen Funken frohen Glaubens  
 An eine bess're Zukunft! O, Du weisst nicht,  
 Wie der Gedanke mich beseelt, begeistert,  
 Wie er mich hinreisst.



**Königin-Mutter:** Liebe Schwärmerin!

**Luise** (sich rasch erhebend): Nein, sag' das nicht, um Gotteswillen nicht,  
Im Schwärmen ist Betrug — ich suche Wahrheit,  
Ich will ergründen, was geschehen kann,  
Will suchen, was geschehen muss. — Das Volk  
Ist tief gesunken, Mutter. Herz und Seele  
Erdrückt der niedern Leiden ew'ge Bürde,  
Die Flamme der Begeisterung erlischt  
Im endlos harten Kampf mit dem Gemeinen,  
Dess' einz'ges Ziel des armen Daseins Fristung,  
Dess' höchster Preis des Todes Aufschub ist.  
Was ist dem Armen Frühlingsblühen? Nichts!  
Ein Sternenhimmel? Nichts! Was ist ihm Kunst,  
Was sind ihm Töne, Farben, Düfte? Nichts!  
Es darf für ihn nichts sein, denn jeden Aufschwung  
Verbietet ihm die rauhe Wirklichkeit,  
Die in den Koth ihn drückt mit Eisenfäusten.  
Und jeden Widerstand mit Hunger straft.

**Königin-Mutter:** Mein edles Kind! und dennoch — Schwärmerin! —

**Luise:** O, nicht so, Mutter, sag' nicht Schwärmerin!  
Verdien' ich diesen Namen, wenn ich will,  
Dass Wesen, die gleich Dir und mir geschaffen,  
Die ganz wie wir sich regen, athmen, lieben,  
Die Blicke richten auf Unsterblichkeit, —  
Ist's schwärmen, Mutter, wenn ich will, dass sie  
Nicht unterm Thier, dem unvernünft'gen, steh'n?

**Königin-Mutter:** Die Stände, Kind!

**Luise:** Gewiss, ich wär' die Letzte,  
Die Standesunterschiede abzuleugnen.  
Ein Böser ist nicht Deines Standes, Mutter,  
Und nicht des meinen, Gott sei Dank!

**Königin-Mutter:** Luise,  
So war es nicht gemeint. Ich sprach von — Stand,  
Von hoh'n und niedern Schichten der Gesellschaft,  
Von dem verschiednen Anrecht auf Genuss,  
Vom Unterschied des Geistes, der Begabung . . . .

**Luise:** Gut, — Standesunterschied, ich geb' ihn zu,  
Ja, will ihn selbst noch feiner unterscheiden  
Als Du, gesellschaftlich und bürgerlich,  
Geburt und Reichthum, Rang und Vorurtheil,  
Sieh, Mutter, Alles will ich gelten lassen,  
Doch frag' ich: Schreibt ein Stand den Hunger vor?  
Kann einer wohl verurtheilt sein zum Elend?

Darf einer wohl, so frag' ich, tiefer steh'n  
 Als selbst das Vieh, das draussen sorglos weidet  
 Und sicherlich den Menschen würd' verachten,  
 Wenn's wissen könnt', wie elend er sich nährt.  
 Das Kind des Armen, frag' ich, ist's geringer  
 Als Lamm und Kalb, und gilt die Menschenmutter  
 Denn weniger als eine Kuh? — Mein Gott!  
 Ist das ihr Stand? will solches die Gesellschaft?  
 O, dann ist Alles Lüge, was man predigt  
 Von Seelenadel und Gesittung

**Königin-Mutter:** Kind!

**Luise:** Das Volk ist roh, so sagt man, und vielleicht  
 Mit gutem Recht. Doch sprich: wie wärest Du,  
 Wie wäre ich, wenn von der Kindheit an  
 All unser Wünschen, Hoffen, Wollen, Streben,  
 All unser Denken, unser ganzes Dasein  
 Versunken wär', erstickt im ew'gen Mangel?  
 Ja, fragt sich's nicht, ob wir des Hungers Stachel,  
 Der Sorge und der Angst beständig Nagen  
 So ruhig tragen würden, wie das Volk,  
 Das arme, das geduldige, es trägt?  
 Ich, Mutter, staune über so viel Sanftmüth,  
 Doch weiß ich, leider! auch sie zu erklären:  
 Das Volk ist schwach, es fügt sich aus Erschöpfung.

**Königin-Mutter:** Doch Kind, ist das nicht immer so gewesen?  
 Und wie, — wie denkst Du wohl es zu verbessern?

**Luise:** Kind! Kind! Ja wohl, noch jüngst war ich ein Kind,  
 Und doch — auch da — o, meine Kinderträume!  
 Sieh, als ich einst — zehn Jahre zählt' ich kaum —  
 In Wildstädts Garten eingeschlummert war,  
 Erschien ein Engel mir, von Licht erglänzend  
 Und schön! Ach Mutter, himmlisch! In der Hand  
 Trug er zwei Kronen; eine war von Dornen,  
 Die andre schien von Gold. „Luise, wähle!“  
 So sprach er, doch ich streckt' die Hand nicht aus,  
 Denn schüchtern war ich und erbebt' im Traum.  
 Er aber drang auf's Neu in mich, zu wählen,  
 Ob Königin, ob Mensch ich wollte sein,  
 Ein Mensch, der leidet, der sich abmüht, oder  
 Die Trägerin der Macht, die Königin.  
 Da traf ich meine Wahl: die Dornenkrone  
 Ergriff ich schnell, und drückt' sie mir auf's Haupt  
 Und fühlte deutlich, wie das warme Blut  
 An beiden Schläfen mir herniederträufelt'.  
 Vom Schmerz erwachte ich, und sieh, ich lag  
 Im Rosendickicht, an der Stirn verwundet

Durch eine lange wilde Dornenranke;  
Die goldne Krone aber war verschwunden.

(Nachdem sie sich während der letzten Worte aufgerichtet hat, bleibt sie einige Augenblicke, das Gesicht mit den Händen bedeckt, stehen.)

**Königin-Mutter:** Doch nicht für immer, — sie war lautre Wahrheit.

**Luise:** Nein, Mutter, nein, — nicht ganz — noch nicht, vielleicht  
Wird sie dereinst zur Wahrheit, doch ich achte  
Mich selbst noch nicht zur Königin gekrönt,  
Bevor die Schmerzenskrone ich getragen.  
Durch sie zur andern, wie im Kindertraum.  
Ich will des Lebens wahren Inhalt wissen,  
Will meinen Zoll bezahlen für das Recht,  
Ein Mensch zu sein. Ich fordrè meinen Antheil  
An den der Menschheit auferlegten Pflichten;  
Und dann erst, wenn ich hingegeben habe  
All' meine Kraft dem Wohl der Menschenbrüder,  
Dann' Mutter, nenn' ich selbst mich Königin,  
Dann nimm' ich hin, als ehrlich mir erworben,  
Des Volkes Jubelzuruf — eher nicht.

**Königin-Mutter:** Doch welche Mittel fandest Du?

**Luise:** O, Mutter,

Nicht sag' ich, dass ich schon gefunden habe,  
Doch hier — hier fühl' ich's, dass ich finden werde.  
Zuerst fehlt mir das Wissen, die Erkenntniss,  
Und darum, Mutter, such' ich nach der Wahrheit.  
Die Fürsten wissen eben nichts vom Volk  
Das sie ernährt, weil allezeit umschliesst  
Sie ein Kordon von Mittelmässigkeit,  
Die, weil es ihr durchaus an Schwere mangelt  
Nach oben fiel. —

Sie hören nur, was man sie hören lässt,  
Sie sehen nichts, als was man ihnen zeigt,  
Und niemals andres als Papier, Papier!  
Wenn sie nur dann und wann geruh'n zu lesen  
Den zugestutzten amtlichen Bericht,  
Dann glauben sie sehr aufgeklärt zu sein,  
Ob auch darin, wenn er nicht ganz erlogen,  
Das bischen Wahrheit so ertränkt in Phrasen  
In Halbheit und verschnörkeltem Gemeinplatz,  
Dass solche Wahrheit besser kaum als Lüge.  
Die erste Pflicht des Fürsten ist, zu wissen;  
Das Können, Mutter, folgt dann schon, das steht  
Ja hier geschrieben.

O, Du darfst nicht glauben,  
Dass ich im Königthum ein Mittel seh',  
Um der Gesellschaft Uebel und Gebrechen

Und Alles, was da ungesund, zu heilen.  
 O nein, doch kann man kämpfen und versuchen  
 Und, wenn zu schwer die Bürde für die Schultern,  
 Auf stärkere sie übertragen, oder  
 Mit dem geliebten Volke untergeh'n.  
 Ich will — ja, Mutter, — dass, wer nach mir kommt,  
 Die Spuren finde, sei es meines Sieges,  
 Sei es der Niederlage, die ich litt  
 Im guten Kampf, bei redlichem Versuche.  
 Nicht eine Diebin, Mutter, will ich sein  
 Des halben Kissens, das durch Schicksals Logik  
 Für mich bereit auf einem Throne lag,  
 Da ich als Herzogin das Licht erblickte.  
 Man sagt, die Welt sei eine Bühne; nun,  
 Ich will nach Kräften meine Rolle spielen,  
 Den Platz bezahlen, der mir ward bestimmt.  
 Ich hab' das Recht nicht, unberühmt zu sein,  
 Noch, einen kleinern Namen zu vererben  
 Als der des Künstlers ist, der einst mein Bild  
 Wird meisseln für mein Grab. Geburt bestimmt  
 Der Fürsten Pflicht; so lang' es Fürsten giebt,  
 — Du weisst doch, Mutter, was das Wort bedeutet? —  
 Der Vorderste, der Erste in Gefahr,  
 Der Erst' in Trefflichkeit —; der Fürsten Pflicht  
 Ist hochzustehen. Das Mittelmässige,  
 Es passt für sie so wenig wie das Niedre,  
 Und was nicht hochsteht, scheint mir allerniedrigst,  
 Drum, — mich verlangt's nach einer Ehrensäule,  
 Doch nicht aus Stein und nicht auf offnem Platze,  
 Nein, in des Volkes Herzen soll sie stehen;  
 Und wenn dies Herz vor Liebe nicht erbebt,  
 So bald es sich an mein Bemüh'n erinnert,  
 — Denn der Erfolg steht nicht in meiner Macht, —  
 Dann, Mutter, wird es einzig meine Schuld,  
 Der grösste Fehler meines Lebens sein.  
 Man hat gejubelt, als zur Welt ich kam,  
 Gejubelt, als ich mich vermählt. Mein Name  
 Hat seinen Platz im Gotha-Almanach,  
 Doch in der Menschheit Denkbuch eingeschrieben,  
 Ist er noch immer nicht, und dennoch, Mutter,  
 Dahin gehört er.

**Königin-Mutter:** Dein Gemahl, mein Sohn . . .

**Luise:** O, Majestät, denkt so wie ich, Mama  
 Und möchte wohl — er hat ein edles Herz —  
 Und wenn vielleicht — doch nein, dem ist nicht also,  
 Wenn aber — nun, wozu wär' da die Liebe?  
 Ich wollt' — ich werde — muss —

(Sie geht ans Fenster.) O, mein Georg  
Denkt über Alles ganz wie ich, Mama,  
Doch sieh' das schöne Wetter. Meinst Du nicht,  
Dass eine Fahrt Dir gut wär' nach der Nacht  
Voll Zahlen und Berichten?

**Königin-Mutter:** Liebe Schelmin!

**Luise:** So, so ist es gut, Mama! Das hör' ich lieber  
Als Schwärmerin. Ich bitte, beste Walbourg . . .

**Walbourg** (geht zur Hinterthür): Wünscht Eure Majestät den offenen Wagen?

**Luise** (während sie sich ohne jede Bedienung den Hut aufsetzt, den Umhang umhängt, welche Sachen auf einem Sopha bereit lagen, und sich zur Ausfahrt fertig macht):

Gewiss! Ich will die Wiesen seh'n, das Vieh  
Beim Mittagsmahl; nicht wahr, Mamachen?

**Königin-Mutter:** Gut,

Wenn uns das Vieh nur nicht verlacht, weil  
Wir — Menschen sind.

**Luise** (droht lachend mit dem Finger): Du bist ein Schalk, Mamachen!

(Luise und Königin-Mutter ab.)

## Rundschau.

### KUNST.

**Mercure de France.** Der „Mercure de France“ ist das zusammenhaltende Organ der modernen litterarischen Bewegungen in Frankreich. Es ist eine rein litterarische Zeitschrift. Nur die revue du mois, die ein starkes Drittel einnimmt, enthält auch Uebersichten über alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Das Hauptgewicht wird aber auch da auf die litterarischen Rubriken gelegt, die vorzüglich geleitet sind. Schon diese revue du mois giebt ein so allgemeines Bild der litterarischen Entwicklung in Frankreich, wie wir es analog in keiner deutschen Zeitschrift finden. Es ist charakteristisch, dass wir eigentlich überhaupt keine litterarische Zeitschrift haben, in der sich die verschiedenen Strömungen in dieser Weise berühren, andererseits aber auch keine, die eine Strömung ganz spezialisirt zum Ausdruck bringt, während in Frankreich neben dem „Mercure“ zahllose spezialisirte litterarische Zeitschriften bestehen. Am meisten orientirt noch das „Magazin für Litteratur“ trotz der Minderwerthigkeit der meisten Artikel. Die „Neue deutsche Rundschau“, die als „Freie Bühne“ einen durchaus zusammenfassenden Charakter hatte bei der einheitlichen Grundtendenz,

die der Kampf um die „neue Kunst“ den verschiedenen Strömungen aufprägte, ist in ihren Traditionen erstarrt, anstatt sie weiter zu entwickeln. Der litterarische Theil der Wiener „Zeit“, der früher die beste Uebersicht über die moderne europäische Litteratur gab, ist im Raum zu beschränkt, um ein leitendes Organ der modernen deutschen Litteratur zu werden. Ausserdem ist er jetzt in das Stadium gründlichster Verflachung getreten, aus dem er vielleicht nur durch eine neue Wandlung des „Herrn aus Linz“ herausgerissen werden könnte. Die Gründung einer neuen Zeitschrift, der „Wiener Rundschau“, war also durchaus angebracht. Die Erwartungen aber, die man bei ihrem Erscheinen an sie knüpfen konnte, hat sie nicht erfüllt. Ihr Inhalt ist ebenso zusammengewürfelt, wie der der anderen Zeitschriften und werthvoll nur durch die Beiträge grosser, ausländischer Künstler. Der Grundcharakter der französischen Litteratur ist eben ein ganz anderer. Das bekannte Wort von Maurice Barrès: Il n'est qu'une chose que je préfère à la beauté: c'est le changement“ ist typisch für sie. In keiner andern Litteratur findet man ein so nervöses, unstätes Suchen, einen so häufigen Wechsel und eine so ausgebildete Nuancirung der Grundtenden-

zen. Die Konsequenz ist ein nie stagnierendes, reges literarisches Leben, das nothwendig zu einer solchen Ausbildung der literarischen Presse führt. Gerade dieses rege Leben fehlt unseren Zeitschriften. Es ist also kaum zu verwundern, wenn Henri Albert, der langjährige Vermittler zwischen der deutschen und französischen Litteratur, im Maiheft des „Mercury“ behauptet, dass Deutschland noch immer keine Litteratur aufweise, sondern nur Litteraten. Er vermisst den „éclat“ bei litterarischen Erscheinungen, Theatererfolgen etc. Dieses weniger nach aussen pulsierende literarische Leben hat gewiss auch seine Vorzüge. Für die Entwicklung der Prosa aber hat es entschieden nicht vortheilhaft gewirkt. Der Durchschnitt der Artikel des „Mercury de France“ steht, rein formal betrachtet, auf einem viel höheren Niveau. Es sind freilich oft viel Phrasen und ein unheimlicher Wortschwall in darin; aber dazwischen finden sich anregende Bemerkungen, prägnante Bezeichnungen und durchgängig eine elegante formvollendete Sprache. Auffällt dabei in den kritischen Aufsätzen die ganz besondere Berücksichtigung der Technik. Die Sprache des Künstlers wird genau analysirt und auf ihre originalen Elemente hin geprüft, und zwar spielen dabei die sprachlichen „inventions“ in den Prosawerken eine viel grössere Rolle als in den Dichtungen. Diese ausführliche Behandlung der Technik steht wohl damit in Zusammenhang, dass die Mitarbeiter des „Mercury de France“ zum meist selbst bedeutende Künstler sind, während die produktive Bethätigung unserer litterarischen Kunstkritiker höchstens sehr sekundär zu sein pflegt. Und im Allgemeinen ist die kritische Thätigkeit eines Künstlers der Kritik sehr förderlich.

Es ist bei uns noch nicht sehr lange her, dass man auf die seit Jahren bestehenden antinaturalistischen Tendenzen aufmerksam geworden ist. Gerhart Hauptmanns „Hannele“ hat wohl den ersten Anstoss gegeben, dass man sich eines Umschwungs bewusst wurde. Seitdem ist die Stimmung gegen den Naturalismus allgemein geworden. Der Erfolg der „Versunkenen Glocke“ ist der beste Ausdruck dieser Stimmung. Das Pariser Publikum hat dagegen die „Cloche engloutie“ sehr kalt gelassen. Der Uebersetzer weist zur Erklärung dieses Misserfolges mit Recht auf die den Franzosen fremde deutsche Vorliebe für Sagen- und Märchenstoffe hin, auf die Schwierigkeit der Uebersetzung, auf die vielen Längen etc. Immerhin spiegelt sich auch eine tiefere Tendenz in dieser Werthung der „Versunkenen Glocke“: die neuerliche Zurückdrängung symbolistischer Tendenzen.

Die Reaktion gegen den Naturalismus hat in Frankreich bereits so viele Stadien durchlaufen, dass gegen sie wieder eine Reaktion eingetreten ist, die natürlich noch keine Rückkehr zum Naturalismus bedeutet. Die „analyse documentaire“ des Naturalismus scheint vielmehr völlig überwunden zu sein. Wohl aber erlangt der Ausspruch Zolas: „Pour bien écrire il faut aimer la vie“ eine erneute Bedeutung; denn der „grünliche Lebensüberdruß“ des Symbolismus ist der Punkt, an den die Reaktion anknüpft. Man opponirt gegen den Wortkultus und verlangt wieder Einfachheit des Ausdrucks. Man lehnt sich an die Beweisführung Nietzsches gegen das Christenthum und fordert die Emanzipation vom Glauben, weil der Glaube der Erreichung des individuellen Glückes, das das Ziel der Menschheit ist, im Wege steht etc. Das Hauptmotiv ist immer ein Aufschwung der Lebensfreude, ein „élan vers l'ivresse allégresse de vivre“. In der Zeitschrift „La Plume“ hat sich neuerdings eine Diskussion über Stephane Mallarmé entsponnen, den Parnassien und „Vater der Décadence“. Man bekämpft in ihm mehr die lebensfeindliche Richtung als den formalen Ausdruck seines Kunstprinzips. Freilich treffen solche Auffassungen den Symbolismus in seinem eigentlichen Wesen nicht, kennzeichnen eher eine gewisse Oberflächlichkeit. Und doch darf man erwarten, dass die hier nach Ausdruck ringende, lebensfreudige Unterströmung, die heute allgemeine Tendenz zur Einfachheit, Natürlichkeit, Energie auch noch zu tieferen Kunstprinzipien, zu reicheren Formen führen wird, als sie bis jetzt hervorgebracht hat.

Der Artikel von Paul Adam: „Réaction après l'action“ im Maiheft des „Mercury“ enthält, nicht mit Unrecht, wehmüthige Klagen über die neue literarische Jugend, über ihren oberflächlichen Optimismus, über ihren Mangel an künstlerischem Streben, ihre Sucht nach Erfolg. Er sieht die „selbstzufriedene Unwissenheit im blauen Kleide der Naivität“ unter dem Deckmantel ihrer dogmatischen, künstlerischen Prinzipien; eine verlogene Schäferpoesie erwacht von Neuem und „der Bourgeois öffnet seine Börse, um den Hunger zu stillen, den die rohen Psychologen und Symbolisten nicht zu befriedigen verstanden“. Paul Adam hat dabei hauptsächlich den „naturisme“ und seinen schädlichen, verflachenden Einfluss auf die literarische Jugend im Auge.

Die neue Tendenz der französischen Litteratur machte sich zuerst im „Neu-Hellenismus“ und in der „école romaine“ bemerkbar. Ihre neueste Erscheinungsform ist der „naturisme“, der jetzt im Mittelpunkt des

Interesses steht und bereits in einer neuen Zeitschrift, der von Saint-Georges de Bouhélier und Maurice Le Blond begründeten „Revue naturaliste“ vertreten wird. Der Artikel von Jean Viollis: „Observations sur le naturisme“ im Februarheft des „Mercure“ giebt eine interessante Darstellung der naturistischen Theorie. Diese ist etwa folgende:

Es handelt sich in der Kunst nicht um die Darstellung des Menschen, seiner Seele und seines Schicksals, sondern um die Beobachtung seiner Gesten, seiner „attitudes“; denn in ihnen offenbart sich die Kraft der Natur, die sich im Menschen personifiziert. Die Kunst muss wieder Urtypen darstellen, den Menschen, losgelöst von allem Individuellen, in seinen „attitudes“ interpretieren, ihn darstellen als eine Funktion, eine Kraft der Natur. Darin liegt seine Grösse, „il a la splendeur de ce qu'il exprime“, und „toute attitude est héroïque“. Es gilt nicht, künstliche Helden zu schaffen, „des personnages cérébraux“, sondern zurückzugehen auf die einfachen Individuen, „aus dem Arbeiter, dem Landstreicher, einen Typus zu schaffen — die Allegorie seiner Funktion und Rasse“. Jede, auch die einfachste tägliche Handlung ist erhaben; in jeder Geste liegt etwas Heroisches. „Wasser schöpfen, Zweige beschneiden, Rosen pflücken! — es giebt nichts, das erhabener wäre“, ruft Saint-Georges de Bouhélier aus. — Jean Viollis weist auf die Schwierigkeiten hin, die sich für den roman naturaliste durch diese völlige Elimination des individuellen Elementes ergeben und führt als Beispiel einen Roman von Bouhélier selbst an, der ohne eine eigentliche Handlung, nur aus einer Reihe von Reflexionen und Betrachtungen besteht über die Beziehung seines Helden zur Natur, über sein Verstehen der Harmonie der Welt etc.

Es ist nicht einzusehen, wie diese Theorie für die Litteratur fruchtbar werden sollte. Der Roman würde immer theoretisierend und das Drama rein pantomimisch sein müssen. Die nackte Darstellung der geheimnisvoll wirkenden Kräfte der Natur würde das ästhetische Gefühl beleidigen. Wir verlangen ihre Spiegelung im individuellen Menschen, weil gerade der Einzelfall des individuellen Schicksals ihre verborgene Wirkung offenbart. Das Merkwürdige an dieser Theorie ist, dass sie gerade das, was man bisher stets als einen Mangel, als eine unvollkommene Gestaltungsfähigkeit des Künstlers ansah, nämlich das Fehlen des Individuellen, zum Prinzip des Schaffens erhoben ist. Im Grunde kann man garnicht ernstlich über den naturisme als ästhetische Theorie diskutieren. Sein Wesen und seine Be-

deutung liegt in der Synthese der verschiedensten Elemente. Die wieder erwachende Freude am Leben führt zu der Beobachtung seiner einfachsten Aeussierungen („attitudes“). Die symbolistische Tendenz ist aber nicht so völlig überwunden, dass man zu der naturalistischen „analyse documentaire“ zurückkehren und sich mit ihrer blossen Wiedergabe begnügen könnte; man interpretirt sie also sub specie aeterni, in etwas plumper Form, indem man das Individuelle weglässt und den Menschen auf eine Funktion der Natur reduziert. Dazu kommt noch ein jetzt in der Litteratur wieder mehr hervortretendes soziales Element. Der naturisme will auch populär sein: „L'art prochain sera suave, pompeux, populaire“. Es ist also kaum zu verwundern, wenn Jean Viollis der Jugend empfiehlt, sich dem naturisme anzuschliessen, weil in ihm die vorhandenen, allgemeinen Tendenzen zum Ausdruck kämen und eine Einigung der Jugend unter ein Banner von grossem Vortheil wäre. Er sieht die gemeinsamen Tendenzen dieser Jugend, die Maurice Le Blond „la Jeunesse d'azur“ nennt, in der „réaction contre l'art pour l'art, exclusion de toute théorie de renoncement et d'affaissement, effort vers une civilisation où le maximum de liberté serait acquis aux énergies individuelles harmonisées dans le double intérêt des individus et de l'espèce; le tout, procédant de cette méthode: la recherche des Lois naturelles faussées et leur intégrale restitution à l'humanité“. Die geringe Sympathie, mit dem man diesem Vorschlag begegnet, hat volle Berechtigung; denn, wenn auch der naturisme aus gewissen, gemeinsamen Tendenzen hervorgegangen ist, so ist seine Theorie doch viel zu speziell, um eine Vereinigung unter dem Banner des naturisme zu ermöglichen. Ausserdem ist es kaum zu erwarten, dass die Franzosen sich mit einer solchen nuancirten Komplikation der allgemeinen Tendenzen begnügen werden. Der naturisme ist nur eine interessante Nuance, dem wahrscheinlich andere folgen werden. Der berühmte Vers von Verlaine: „Car nous voulons la nuance encore, pas la couleur, rien que la nuance — — —“ durchzieht nicht nur die einzelnen Werke, sondern die ganze Entwicklung. G. Cl.

## B U E C H E R.

A. Hamon: *Le Socialisme et le Congrès de Londres*. Etude historique. 2. Edition. Paris 1897; P. V. Stock. 280 S.

Die internationalen Arbeiter-Kongresse der letzten Jahre haben sich, mit Ausnahme:

des ersten, im Ganzen als Misserfolge erwiesen. Ihre praktischen Leistungen sind minimal, ihre Beschlüsse theilweise unausgeführt geblieben. Ihre Diskussionen boten wenig neue Gesichtspunkte, und ihre demonstrative Bedeutung schwand in dem Maasse, in dem man sich an den internationalen Zusammenfluss einiger Hundert Arbeiter-Delegirten gewöhnte und die gemeinsame praktische oder auch ideelle Arbeit hinter Streitigkeiten, Formalien, Zänkereien und Gewaltausübungen, mitunter recht grober Natur, zurücktrat.

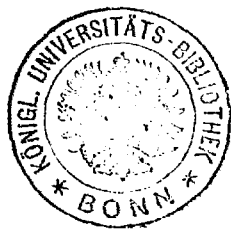
Ein internationaler Kongress dieser Art kann sich auf demonstrative Wirkung nicht beschränken, thatsächlich lässt auch diese bei regelmässiger Wiederholung nach, zumal wenn neben der Möglichkeit des Gedankenaustausches der Delegirten verschiedener Länder wirkliche positive Leistungen kaum zu verzeichnen sind. Eine der Hauptursachen des steten Misslingens waren die Streitigkeiten zwischen parlamentarischen Sozialdemokraten und Anarchisten oder Antiparlamentariern. Wollte man ihnen mit ihren Verlusten an Zeit und Kraft entgegen, so waren zwei Wege möglich: entweder einen Kongress aller sozialistischen Parteien oder nur einen der parlamentarischen Sozialdemokratie einzuberufen. Im ersten Falle musste man die Anarchisten, soweit sie auf sozialistischem Boden stehen, d. h. die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erstreben, zulassen, damit voraussichtlich bei der Gegensätzlichkeit der taktischen Bestrebungen auf praktische Erfolge von vornherein verzichtet und den Kongress als Diskussionsort oder Demonstrationsmittel behandeln. Solche Diskussionen aber werden mit Nutzen nicht in derartigen Massenversammlungen, bei denen tausend Zufälligkeiten mitsprechen, geführt, sondern in der Wissenschaft und der Presse. Wo man sich über grundlegende Differenzen auf beiden Seiten klar ist, mögen beide Richtungen selbständig vorgehen und nach bestem Wissen dem gemeinsamen Ziel, so weit es ein solches ist, zusteuern, soweit man nicht in grossen Zwischenräumen die Sozialisten aller Richtungen zur Diskussion und gemeinsamen Demonstration sammeln will. Von diesem Gesichtspunkt aus rechtfertigte sich ein rein sozialdemokratischer Kongress, der die Anarchisten ausschloss. Dann aber musste von Anfang an und auch im Namen die entsprechende Beschränkung eintreten, zu der man sich schliesslich in London entschlossen hat. Der Beschluss von Zürich, der zwar als Vertreter politischer Gruppen nur Anhänger der parla-

mentarischen Taktik, daneben aber bedingungslos Gewerkschafts-Delegirte zulies, war nicht Fisch noch Fleisch und musste so zu den Irrungen und unnützen Streitereien führen, die dem letzten Kongress das Gepräge aufdrückten. Wirklich schöpferische Arbeit wird man von solchen Massenkongressen überhaupt nicht erwarten dürfen. Geistige Leistungen vollziehen sich im stillen Kämmerlein, die praktische Arbeit erfordert kleinere wohlorganisirte parlamentarische oder Gewerkschafts-Konferenzen.

Diese Nicht-Leistungen des Londoner Kongresses bilden den Hauptinhalt des Buches, das der fruchtbare Verfechter des französischen Anarchismus dem Kongress gewidmet hat. Es könnte ihm nicht schwer fallen, die mannigfachen Willkürlichkeiten, die Komödie der Konstituierung von „Nationen“ wie Bulgarien oder Australien (bestehend in Edward Aveling), deren Stimme so schwer wog wie die der Deutschen oder der Hunderte englischer Delegirten, die Uebersetzungskunst einiger übereifriger Parteigänger u. a. m. zu kennzeichnen. Im Uebrigen geht aus seiner klaren, in der Form sehr ruhigen Erzählung doch durchaus die spezielle politische Auffassung des Verfassers hervor, die auch in seiner an sich sehr dankenswerthen Darstellung der sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder, in seiner Uebertreibung des „autoritativen“ Charakters der Sozialdemokratie, ja in einer etwas chauvinistischen Stimmung gegenüber Deutschen und Juden gelegentlich zu Tage tritt — oder handelt es sich hier nur um einen agitatorischen Kunstgriff des Verfassers, der ja wohl zu den „ganz Freien“ zählen müsste? Ob seine Hoffnung, dass der Verlauf des Kongresses dem Marxismus den Weg in England verlegt habe, berechtigt ist, muss die Zeit lehren. Ich möchte da stark zweifeln, wenn auch der Weg dort nicht dem bei uns gleichen wird. Interessant ist die auf dem Sonderkongress der Anarchisten gelegentlich kundgegebene Sympathie für das ländliche Parzelleneigentum; auch Sombart weist ja auf den Zusammenhang zwischen Anarchismus und kleinbäuerlicher Betriebsweise hin, der sich übrigens bereits in der deutschen Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts im Keime aufweisen liesse. — Einige thatsächliche Irrthümer — z. B. ist Genosse Adler heute noch nicht Abgeordneter — wären bei grösserer Sorgfalt vermeidlich gewesen. Dagegen bildet eine grosse Menge authentischer Aktenstücke einen werthvollen Bestandtheil des interessanten Buches.

S. K.







ANDREJ SCHELJABOW.